

WENDETEXTE

Brigitte Burmeister

bjb

WENDETEXTE

Brigitte Burmeister

bjb

ISBN 978-3-9820248-2-0

Brigitte Burmeister
WENDETEXTE

WENDETEXTE

Brigitte Burmeister



Copyright © Jörn Burmeister - *bjb* 2018
Alle Rechte vorbehalten
<https://joern-burmeister.de>
ISBN 978-3-9820248-2-0

Gesetzt aus der EB Garamond 12 Pt.
L^AT_EX TeXstudio 2.12.6

Während und nach der Wende 1989,
vor allem in den ersten beiden Jahren,
sind neben Beiträgen für Diskussionsveranstaltungen einige kurze Texte
mit aktuellem Bezug entstanden.
Sie wurden in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht.

Die Erzählung *DIE AFRIKANERIN*
erschien in der Reihe »Sonntagsgeschichte«
der Zeitung NEUES DEUTSCHLAND

DEUTSCHLAND: KEIN WORT, DAS MEIN HERZ

SCHNELLER SCHLAGEN LÄSST

Essay

geschrieben November 1989¹

DAS Wort »Deutschland« gebrauche ich selten. Ich würde es auch selten hören, gäbe es nicht die Sprachgewohnheit in der Bundesrepublik, den einen Teilstaat mit dem Namen eines Ganzen zu bezeichnen. Das hat mich früher verwirrt. Sie bringen da etwas durcheinander, dachte ich, Gegenwart und Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft eventuell. Oder - und das hat mich geärgert - sie stellen den Namen hin wie ein Dach, unter dem sich eines Tages auch das Gebilde einfinden würde, dessen Existenz nur provisorisch sein konnte, dessen Eigenname zunächst gar nicht, dann eine Zeitlang in Verbindung mit *sogenannte* auszusprechen war, geschrieben häufig in Anführungszeichen. Aber das Land, die Gesellschaft, in der ich aufgewachsen bin, waren wirklich, harte Realität und echt bis in die Lügen hinein.

¹erschienen in:

Mein Deutschland findet sich in keinem Atlas, herausgegeben von Françoise Barthélemy und Lutz Winckler, Sammlung Luchterhand, 1990

Der bundesdeutsche Sprachgebrauch hat meine Vorstellungen von Deutschland nicht umgelenkt und nicht geklärt.

Deutschland: das ist für mich weder die BRD noch die DDR noch beide zusammen. Es ist ein Wort, das Landschaftsbilder und Städtenamen aufruft und mit den Namen vage, Sehnsucht weckende Stadtgesichter von früher - das schon. Aber vor allem ist es ein Wort, das in mir einen Druck erzeugt. Es bedrückt mich, an Deutschland zu denken.

Ich bin im Krieg geboren. Ich habe Gehen gelernt in einem hübschen Haus. Es gehörte einer polnischen Familie, die vertrieben wurde, damit Deutsche einziehen konnten. Ich war vier, als ich meinen Vater zum letzten Mal sah, in Wehrmachtsuniform auf dem Bahnsteig. Und wir in einem überfüllten Zug, auf der Flucht aus Posen. Luftschutzkeller in Berlin, Unterschlupf bei Verwandten in Halle, zu Ostern Bombenangriffe, Sirenen, wieder Luftschutzkeller. Im Mai war der Krieg zu Ende. Ich hörte die Wörter Waffenstillstand und Zusammenbruch, gegen die kam das Wort Frieden nicht an. Trümmer, Hunger, ein Winter, in dem Menschen in ihren Wohnungen erfroren. Flüchtlinge überall und fremde Soldaten. Mit Deutschland war es aus. Später, in der Schule, Einzelheiten, wiederum später zusammengefasst in der Abkürzung *faschistische Verbrechen*. Diese Faschisten waren Deutsche. Das blieb so, auch wenn wir vom anderen Deutschland und seinem Widerstand hörten, auch wenn man uns lehrte, zwei Arten deutscher Geschichte zu unterscheiden und die eine von uns zu weisen, die andere uns anzueignen, freigesprochen durch Stalins Satz: Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk aber bleibt.

Ich begann eine seltsame Buchführung, innerlich, gewissermaßen unter den Rubriken Weimar und Auschwitz. Heraus kam die Erfahrung, dass alle positiven Posten - in meiner Zusammenzählung überwogen sie - nicht dazu verhalfen, ein positives Nationalgefühl herzustellen. Ähnliches habe ich bei anderen aus meiner und der ersten Nachkriegsgenerati-

on beobachtet. Die Verstörtheit nach der Katastrophe, das Unvermögen, auf Deutschland stolz zu sein, das Empfinden, dass die Schuld unseres Volkes nicht wiedergutmachen ist - bestenfalls kann man uns verzeihen -, das Aufwachsen in einem geteilten Land, die deutsch-deutschen Feindseligkeiten: dies alles, mindestens, hat die Liebe zu Deutschland, dem nicht mehr vorhandenen, dem einst wieder zu einigenden, gar nicht erst wachsen lassen. So sind wir vor nationalistischen Neigungen bewahrt geblieben, doch frei auch von selbstverständlicher, zu gesundem Patriotismus bereiter nationaler Identität. Nun könnte, was nicht von innen her gekräftigt ist, sich an Außenbildern aufrichten. Aber wo gibt es akzeptable Angebote, Sympathien oder gar Bewunderung - nicht für seine großen Söhne und, seltener, Töchter, nein - für das deutsche Volk selber? Respekt, ja - vor der wirtschaftlichen Stärke der Bundesrepublik. Aber darüber hinaus? Mich haben die Klischees vom Deutschen, mich haben auch die Befunde eines fremden Blickes (wie jüngst in den Büchern des seit langem in der Bundesrepublik lebenden Spaniers Heleno Sana) weniger zu Identifizierung als zu Distanz herausgefordert. Nicht, weil sie als Stereotype naturgemäß unzulänglich sind oder als Diagnosen falsch wären, sondern einfach, weil sie mir nicht gefallen und es mir daher besser gefällt, mich zu den Ausnahmen von der Regel zu rechnen.

Deutschland: kein Wort, das mein Herz schneller schlagen läßt, kein Bild, das mich sehnsüchtig macht. Und wenn es Momente gibt, in denen ich mein Deutschsein spüre mit einer Ergriffenheit, die ich nicht erklären kann noch will, sind es Lieder, Gedichte, bestimmte Kirchen, die das auslösen. Ich merke auch, wie gut es mir tut, wenn ich einen Fremden Deutsches loben höre und wenn das weder unsere Tüchtigkeit, Disziplin, Organisationsgabe noch unsere soliden Industrieprodukte noch das weltbekannte Markenzeichen *GoetheBach* ist, sondern etwas Entlegeneres, wie beispielsweise die Erfindung des Weltgeistes in einem deutschen Provinznest oder die zu einem eigenartigen Wunschtraum anregende

deutsche Sprache. »*Ich gehöre zu denen*«, sagte der französische Schriftsteller Alain Robbe-Grillet, »*die das Erlernen der deutschen Sprache für alle Franzosen und des Französischen für alle Deutschen obligatorisch machen möchten. Wenn man von einem künftigen Europa träumt, in dem es natürlich Frankreich und Deutschland geben würde, vielleicht in einer einzigen Nation vereint... Stellen Sie sich eine Nation vor mit diesen beiden Sprachen, die nicht auf dieselbe Weise funktionieren und nicht dasselbe Denken hervorgebracht haben! Stellen Sie sich ein Volk vor, das beide Sprachen hätte - und nicht jenes, dem wir entgegengehen, das nur noch basic english beherrscht.*«²

Auch wenn ich keine Sekunde an die Verwirklichung eines solchen Traums glaube, ich mag ihn. Weil er von einem Franzosen stammt und leichtfüßig, wenn nicht leichtsinnig, die andere, jetzt wieder virulente Vereinigungsidee überspringt, die vermutlich für die meisten Europäer weniger eine Wunsch- als eine Gruselvorstellung ist. Mich hat vollkommen überrascht, wie selbstverständlich die Teilnehmer (zum größten Teil Journalisten) an einer Diskussion im Pariser Haus der Schriftsteller Ende Oktober über die deutsche Wiedervereinigung spekulierten. Das fragwürdige *Wieder* focht niemanden an, und mein Einspruch, *wir* in der DDR hätten ganz andere Probleme, erschien, denke ich, suspekt: als Ahnungslosigkeit gegenüber der wirklichen Mehrheitsmeinung oder als Selbstbetrug, Zeichen realsozialistischer Verbiegung. Denn wie sollten Deutsche nicht zu Deutschen wollen? Wie sollten die Ostdeutschen unter der nun absehbaren Möglichkeit, wählen zu können, nicht für einen Zusammenschluss mit dem reicheren, freieren Westdeutschland stimmen, dem sie ohnehin in Scharen zulaufen, das sie als Landsleute aufnimmt und die in sein Grundgesetz eingeschriebene Perspektive nicht

²im Gespräch

mit Brigitte Burmeister und Vincent von Wroblewsky, Juni 1987
SINN UND FORM, Heft 1/1988, S. 166 ff

aus dem Blick verliert? In der Diskussion ging es dann um Konzepte für den weiteren Integrationsprozess Europas, mit einem konföderierten oder staatlich vereinigten, militärisch neutralen Deutschland in der Mitte.

Wenige Tage später fuhr ich nach Ostberlin zurück und habe auf der großen Demonstration am 4. November diese entschiedenen, bitteren, witzigen Losungen gelesen, eine Vielfalt von Forderungen, bis hin zur Freiheit für Surfer und Segler auf der Ostsee, doch kein Wort von Wiedervereinigung, soweit ich sehen konnte.

Ist sie also für das Volk der DDR wirklich kein Thema? Sie ist zumindest keines, das in den Kritiken an der Politik der SED, in den Reformdebatten und Änderungsvorschlägen von innen und *unten* her eine Rolle spielt. Wenn es Äußerungen dazu gibt, dann als Reaktionen auf entsprechende Vorstellungen oder Vorstöße aus der Bundesrepublik und bislang immer mit dem Grundton: Es geht um die politische und wirtschaftliche Erneuerung des Gesellschaftssystems in der DDR, nicht um dessen Preisgabe, denn nichts anderes würde eine Wiedervereinigung gegenwärtig bedeuten, von den Risiken für die internationale Lage ganz zu schweigen. Ob dieser Konsens erhalten bleibt, ist fraglich. Es kommen ökonomisch harte Zeiten für das ohnehin mitgenommene Land, und das unter den Bedingungen von Freizügigkeit und - hoffentlich - echter Demokratie. Doch halte ich es für einen Irrtum, die Euphorie des 9. November, die gewaltige Reisewelle jetzt, die Tatsache, dass die Menschen in beiden Teilen Deutschlands deutsch sprechen, eine gemeinsame Geschichte haben, familiäre Beziehungen und Freundschaften über die Staatsgrenzen hinweg pflegen, als praktisches Votum für die politische Einheit zu verstehen. Man übersieht dabei die in vierzig Jahren unterschiedlicher Gesellschaftsentwicklung entstandenen realen und Mentalitätsunterschiede, das in beiden Deutschländern vorhandene Be-

wusstsein von diesen Unterschieden, auch den, wie sich nun zeigt, nicht erloschenen Willen, einen demokratischen Sozialismus in der DDR zu errichten: kein Abbau an sozialer Sicherheit, nicht weniger Solidarität, doch mehr Freiheit, Mitsprache, individuelle Spielräume, bessere Arbeitsbedingungen und Konsumtionsmöglichkeiten, eine effektivere und dabei ökologisch verantwortlichere Wirtschaft als bisher. Weil diese Perspektive gesellschaftlicher Entwicklung nicht als unreal angesehen wird - und solange sie sich nicht als politökonomische Illusion erweist -, gibt es in der DDR, und ich denke, nicht nur dort, kein akutes Interesse an einer Wiedervereinigung.

Sie könnte ich mir zum gegenwärtigen Zeitpunkt auch nicht anders vorstellen denn als Anschluss der heruntergewirtschafteten *östlichen Provinzen* an die florierende Bundesrepublik, vielleicht mit der Übergangsphase eines von dort ausgeübten *Patronats* über die künftigen Bundesländer. Also in absehbarer Zeit eine Wirtschaftswundersituation: Investitionsfelder in Fülle, ein lohnender Markt, hochmotivierte Arbeitskräfte. Bald würden alle es sehen - die vollen Läden, die sanierten Altstädte, die schönen leisen Autos, die sauberen Fabriken. Im Parlament streitende Parteien, außerhalb disziplinierte Gewerkschaften, eine bunte Medienlandschaft, Überfluss und Armut und ein McDonald's-Restaurant am Dresdener Zwinger oder auf dem Weimarer Frauenplan. In Kauf zu nehmen wären möglicherweise ein Babystrich in Rostock, eine Drogenszene am Leipziger Hauptbahnhof, der Einzug der Republikaner in die Ostberliner Stadtverordnetenversammlung und eine europäische Nachbarschaft, deren Ängste angesichts dieser wiedererstehenden Deutschmacht sich auch durch unsere dann vereinte Gutwilligkeit nicht dämpfen ließen. Kurz, unter Wiedervereinigung, jetzt, stelle ich mir nichts anderes vor als die auf die DDR ausgedehnte Gesellschaftsordnung der heutigen Bundesrepublik. Unter Wiedervereinigung, künftig, stelle ich mir im schlechteren Fall dasselbe vor, im besseren ein Wunschbild, so vage, dass

ich es nicht ausmalen kann: ein Deutschland, das niemanden schreckt, eine Nation ohne Nationalismus, eine Volkswirtschaft, die nach langfristigen Umweltstrategien arbeitet, eine reich differenzierte, also nicht in Arme und Reiche, Starke und Schwache auseinanderdriftende Bevölkerung, eine Demokratie, in der die Freiheit des einzelnen die Bedingung der Freiheit aller wäre - mit einem Wort, ein Unding: zu schön, um wirklich zu werden, doch als Hoffnungsstachel und leitende Utopie mir unverzichtbar. Auch und gerade jetzt, wo es um die Erneuerung in dem kleineren deutschen Staat geht.

Die Situation, die dort mit dem Fall der Mauer am 9.11.1989 entstanden ist, hat alle Beteiligten und Betroffenen überrascht, überrollt, noch bis vor kurzem gehegte Vorstellungen über Gang und Tempo der Geschichte beiseite gefegt. Anstelle der bekannten, kaum mehr ertragbaren Zustände etwas ganz Unvorhergesehenes, eine Realität noch mit der Aura des Irrealen: Es kann doch nicht wahr sein, dass diese verkrustete Gesellschaft derart leicht aufgesprungen ist. Aber es ist so. Allmählich wird man es als Normalität erleben, so wie der Alltag die ganze Zeit weitergegangen ist, unterhalb der Erschütterungen und der großen Gefühle. Allmählich wird man auch, nach dem gegenwärtigen Tumult der Empfindungen, die Veränderungen bei sich selbst bemerken. Ob sie denjenigen gleichen, die zur Zeit erst Wunsch, Absicht, Vermutung, Prognose sind?

Wie wird zum Beispiel die Literatur sich ändern? Gewiss verliert sie Funktionen - nicht nur die der Beschönigung, der Propaganda und Manipulation im Dienste einer den Menschen verordneten Weltanschauung. Auch einen Teil ihrer kritischen Leistung tritt sie ab: die Behandlung der bisher sogenannten *heißen Eisen*. Die werden, um im Bild zu bleiben, fortan von Journalisten und Wortführern oppositioneller Gruppen schneller und entschiedener angefasst. Die Bücher der Schriftsteller werden bald nicht mehr auf ein Interesse stoßen, das ihnen zufiel, solange die Massenmedien derart bevormundet waren - das Interesse am verbotenen

Thema, der verschwiegenen Wahrheit, dem offenen Wort. In dieser Hinsicht wird der Situationsunterschied zwischen Schriftstellern in Ost und West sich verringern. Mit der Herausbildung einer demokratischen Öffentlichkeit können Gesellschaftskritik und politisches Engagement auf den Schleichweg durch die Fiktionen verzichten, kann ich Widerspruch und Änderungsvorstellungen, meinen Zorn über bestimmte Entscheidungen, meine Angst angesichts bestimmter Unterlassungen wirksamer direkt anmelden, als sie einer erfundenen Figur in den Mund zu legen. Ich meine nicht, dass die DDR-Literatur durch die neue Freiheit in unserem Land unpolitischer, wohl aber, dass sie literarischer werden wird. Weil es Bedürfnisse und Haltungen gibt, die ziemlich dauerhaft, Fragen, die ziemlich hartnäckig sind, denen also mit Bildern, Fabeln, Strukturen zu begegnen wäre, die ihrerseits genügend Haltbarkeit besitzen, um über längere Zeit, mehrfach, von unterschiedlichen Orten aus wahrgenommen zu werden.

Zugleich oder vielleicht als erstes werden wir, glaube ich, eine lebendige operative Literatur haben, Dokumentationen, Reportagen, Erlebnisberichte, Erinnerungsbücher. Eine Literatur insgesamt, die sich der durch die Generationen laufenden Frage, nun im Hinblick auf uns selbst und unsere eigene Geschichte, stellen muss: Und was habt ihr getan? Was tut ihr jetzt?

Die Krise unserer Gesellschaft lässt sich nicht behandeln wie eine aufgedeckte Verschwörung - Rädelsführer fassen und zur Rechenschaft ziehen. Wenn wir aus der organisierten Verantwortungslosigkeit, dem Staat als Bürgerbewahranstalt, herauskommen wollen, dann nicht ohne Gedächtnis, nicht in der Haltung endlich befreiter Opfer oder stets verhinderter Widerstandskämpfer und nicht neuerlich entlastet von der Aufgabe, die Geschichte, die in unser aller Namen gemacht wurde, begreifend, nach den eigenen Anteilen fragend, zu übernehmen.

Hier sehe ich viel Arbeit für die Literatur, auch für mich selbst - falls es nicht nötig sein wird, Schreibprojekte aufzuschieben, weil Dringenderes zu tun ist für den Erhalt der materiellen Bedingungen dieser bisher so undramatischen Umwälzung. Beides, die Hoffnung auf das Gelingen unserer - warum nicht? - Revolution, die Angst vor ihrem Scheitern, und geschähe es schmerzlos, in importiertem Wohlstand, zeigen mir etwas, dessen Vorhandensein mich überrascht, eine Art gesellschaftlicher Identität, eine deutsche gewiss, doch verbunden mit der demokratischen Republik.

EINHEITSZEICHEN

Essay

geschrieben Juli 1990, erschienen in
KONKRET LITERATUR 15/1990

EINE Revolution hat stattgefunden. Ihre Bezeichnung springt aus der Reihe sozialökonomischer Begriffe, mit denen namentlich die marxistische Historiographie die *Lokomotiven der Geschichte* identifizieren konnte - als *frühbürgerlich, bürgerlich, proletarisch*. Diese hier heißt nach ihrer Verlaufsform: *friedlich*. Weitere Besonderheiten sind subsumiert unter dem Landeskennzeichen: DDR. Beide Attribute sind unstrittig. Der Zweifel, wenn es ihn gibt, zieht sich zurück auf das Wort "*Revolution*" selber und setzt es in Anführungszeichen. Weshalb, lässt sich nur vermuten. Ein öffentlicher Streit über die korrekte Namensgebung ist meines Wissens nicht entbrannt. Unter Historikern mag er eines Tages geführt werden, nachträglich, wie es der Geschichtsschreibung zusteht.

Ich versammele Merkmale, von denen ich weiß, dass sie für gesellschaftliche Revolutionen kennzeichnend sind - sprunghafte Veränderungen, die die bisherigen Voraussetzungen und Mechanismen von Macht und Machtausübung aufheben. Eine Revolution hat klar umrissene Feinde, sie richtet sich gegen diejenige Gruppe, die das Privileg besitzt, das Leben der anderen zu lenken, ohne dass auch das Umgekehrte gälte. Wenn eine Revolution ihr Ziel erreicht, besagtes Vorrecht zu brechen,

ist sie gelungen. So habe ich kürzlich wieder gelesen¹, es leuchtet mir als Kernbestimmung ein. Sie trifft auf die *Herbstereignisse* in der DDR - *Umbruch* oder *Wende* - zu. Demnach hatten wir eine siegreiche Revolution. Und: »*Dieser Prozess enthält nichts Magisches und Geheimnisvolleres, als dass ein Eroberungskrieg gelingen oder eine geschäftliche Transaktion Gewinn bringen kann.*«

Ja. Aus dem Abstand des Nichterlebens und der abstrahierenden Reflexion. Für die Beteiligten jedoch steckt das Geheimnis im Ganzen, im Zustandekommen der Gesamtwirkung dessen, was sie gewollt, getan oder unterlassen haben und im einzelnen überblicken konnten. Das Anwachsen der Demonstrationzüge, ihr Überspringen auf immer mehr Städte hatte schon etwas Magisches, der rasante Machtschwund eines allgegenwärtigen Unterdrückungsapparates erst recht. Wer denn war gefasst auf die Öffnung der Mauer - zur selben Zeit, als ein neues, restriktives *Reisegesetz* in Vorbereitung war? Selbst wenn es gelänge, nicht in einer Aufzählung von Fakten und Faktoren, sondern in der Rekonstruktion ihres tatsächlichen Zusammenspiels das damalige Geschehen zu erklären, die persönliche Erinnerung - auch die an Unverständliches, Rätselhaftes - würde hiermit nicht gelöscht.

Ebenso wenig die Diskrepanz der Bilder. Wie Revolutionen aussehen, wusste man ja. Doch plötzlich selbst an einer beteiligt zu sein, wenn man auf die Straße ging, Kerzen anzündete, Transparente beschrieb, Parolen rief, in Bürgerkomitees mitarbeitete, Stasigebäude bewachte, Reden hielt oder anhörte ... Ich denke schon, es hat die meisten verblüfft zu vernehmen, dass sie Augenzeugen, wenn nicht Akteure einer Revolution sein sollten. Keine Barrikaden, kein Sturm auf einen Palast, ein Gefängnis oder eine Kaserne, nicht einmal ein Generalstreik. Und wo blieben die Revolutionsführer? Wo unsere Danton und Robespierre, Lenin, Trotzki,

¹Lars Gustafsson: *Utopien*, Essays, Reihe Hanser 53, Hanser Verlag, München 1970

Luxemburg und Liebknecht? Es gab die mutigen Gruppen mit ihren exponierten Vertretern, es gab eine Heldenstadt, die RednerInnen vom vierten November, einen Nestor, eine Mutter der Protestbewegung - offensichtlich waren auch die Revolutionen nicht mehr das, was sie mal waren. Wohl niemand hat es im Ernst bedauert. Die Gewaltlosigkeit war kostbar. Und welches Verdienst daran sich Einzelpersonen auch immer zuschreiben können, es wird, neben dem Wortwitz, die Besonnenheit, die entschlossene Friedfertigkeit der *Massen* das Markenzeichen dieser Revolution bleiben. Sie bedurfte nicht der »weltgeschichtlichen Totenbeschwörung«, nicht der Verherrlichung und nicht der Parodie älterer Präzedenzfälle, um sich auf der Höhe ihrer unmittelbaren Aufgabe zu halten. Allenfalls eines Blickes auf die deutsche Geschichte, in der »*die Revolutionen regelmäßig schief gegangen sind*«.

Diese nicht, wie gesagt. Obgleich sie, über die Beseitigung des alten Regimes hinaus, anfänglich dominante Hoffnungen nicht erfüllt hat, den utopischen Gehalt ihrer Zielvorstellungen abstreifte und auf dem Boden deutsch-deutscher Vereinigungspolitik angekommen ist. Hier endlich muss ich aufhören, von der Revolution zu reden, als wäre sie ein Subjekt. Sie wurde gemacht und war das Ergebnis unterschiedlicher Handlungen, auch vor ihrem Beginn, auch außerhalb ihres Schauplatzes. Es ist richtig zu sagen, das Volk der DDR habe sich seine Freiheit selbst errungen (diese Aussage negiert ja weder Vorgeschichte noch anderswo geschaffene günstige Voraussetzungen für den Befreiungsakt). Aber schwierig wird es bei der Frage: Wer ist das Volk?, denn sie impliziert die Suche nach dem realen - kollektiven - Subjekt von Interessen, vielmehr eines gemeinsamen und eben durch diese Gemeinsamkeit legitimierten Interesses. Es ist die Frage nach dem, der (oder dessen Wille) herrschen soll.

In der Zeit, als der gemeinsame Gegner noch nicht entmachtet war, konnte *Volk* die Klammer für alle sein, die ihn bekämpften, ungeachtet

der schon sichtbaren Differenzen. Später wurde es, scheint mir, zum Zankapfel im Wettbewerb der Parteien um Positionsvorteile, jetzt ist es der Souverän, der sich vom Parlament vertreten lässt, und das Gegenüber einer Regierung, die zu seinem Besten Entscheidungen trifft, wobei es die nicht immer kennen, verstehen oder gar billigen muss. Gemessen an den Vorstellungen von Basisdemokratie und *Drittem Weg*, die ein Ferment des revolutionären Prozesses waren, lässt sich - ich komme auf die eingangs erwähnten Anführungszeichen zurück - auch für unseren Fall feststellen (wiederum in den Worten von Lars Gustafsson): «Eine Revolution kann ihr historisch bestimmtes Ziel verwirklichen, und dennoch kann es ihr völlig misslingen, ihre utopischen Ziele zu verwirklichen. Das ist eine Binsenwahrheit. Was aber bedeutet sie? Sie bedeutet, dass zwei Vorstellungen von Diskontinuität verwechselt worden sind. Die Diskontinuität, die für eine Revolution, und die Diskontinuität, die für den ausserhistorischen Zustand, für die Utopie kennzeichnend ist.

Die zur Zeit virulente Polemik gegen die gefährlich wirklichkeitsfremden *Linksintellektuellen*, und vorzugsweise gegen einige prominente SchriftstellerInnen der DDR, wie auch die vorangegangene Volksschelte, die Verachtung gegenüber Konsumgelüsten, attackiert als Bereitschaft, sich mit Bananen ködern zu lassen, verweisen beide auf unausgetragene Widersprüche im Inneren der friedlichen Revolution. Mittlerweile wird nachgeholt, und den Teufel der Gewalttätigkeit, der verbalen wie der physischen, muss man nicht irgendwohin malen. Er ist schon da. Indessen die Mauer Stück um Stück verschwindet. Die nationale Einigung geht einher mit Verteilungskämpfen. Jeder hat - oder meint - irgendetwas zu verlieren, zu gewinnen. Ein immenses Gerangel und Stimmengewirr, wie es zumindest die an Ruhe, Ordnung, Sicherheit gewöhnten DDR-Bürger, also *wir*, bisher nicht erlebt haben. Wenn noch eine Gemeinsamkeit in den sich hier herausbildenden neuen sozialen, politischen, ideologischen Unterschieden und Gegensätzen besteht, dann vielleicht die, dass

alle lernen müssen. Und Lernen ist gut. Was nicht heißt, dass es stets Freude macht, zumal es ausgesprochen unsympathische Lehrkräfte gibt. Namen, bitte! Nein. Es liegt mir gar nichts daran, Personen anzugreifen, aus dem Winkel der Papiersgeduld, aber mit einem gegenwärtig zu beobachtenden Verhalten will ich mich auseinandersetzen. Es wird von denjenigen, die es als ungerecht bis böse empfinden, Diffamierung genannt, und von denen, die es an den Tag legen, vermutlich als Ausübung eines guten Rechtes verstanden: als freie Meinungsäußerung, begründete Kritik, nützliche Aufklärung. Vergleichsweise neutral ist die mitunter gebrauchte technische Bezeichnung: Demontage. An sie will ich mich halten, obwohl und weil ich zur ersten Gruppe gehöre. Es geht um die seit etwa März (heutzutage muss man unbedingt datieren, die Dinge ändern sich so schnell und werden rasch vergessen, was in manchem Fall freilich wünschenswert ist) bis jetzt, also Juli, anhaltende Tendenz einer politisch-moralischen Musterung vor allem jener SchriftstellerInnen von internationalem Rang, die in den Tagen der Revolution Symbolfiguren und *Hoffnungsträger* im Hinblick auf eine neue, wirklich demokratische, wirklich sozialistische DDR, kurz: Repräsentanten der Utopie waren und sich engagiert haben mit Reden und Artikeln, der Arbeit in Untersuchungskommissionen oder als Mitinitiatoren des Aufrufs *Für unser Land*. Ihnen nachzuweisen, dass sie (ebenso wie einige weitere Tausend, zu denen ich mich zähle) geirrt, den Zug der Geschichte verkannt haben, wäre recht, aber auch billig, denn das sieht nun jeder selbst. Um diese Art von Aufklärung handelt es sich auch nicht. Ein Schein soll zerstört oder wenigstens etwas bislang Geltendes hinterfragt werden - ein bestimmtes Bild, ein bestimmter Wert: bedeutende Schriftsteller, zugleich integrale Persönlichkeiten, Stimmen der Kritik, des Widerstands und eben dadurch moralische Instanzen, für die Lesergemeinden in der DDR Öffentlichkeitsersatz oder Lebenshilfe, für das lesende Publikum außerhalb, vor

allem in der Bundesrepublik, Gegenstand eines ausgeprägten Interesses, der Achtung, wenn nicht Verehrung.

Jetzt jedoch (ich denke an Kritiken, die der Frau in diesem Gruppenbild gelten, Christa Wolf): Staatsschriftsteller, Privilegierte, autoritätsgläubig und angepasst, nicht bereit, über eigene Schuld oder Verantwortung zu sprechen, in ihrem schriftstellerischen Rang überschätzt und anderes mehr. Eine massive Gegendarstellung. Ihr Zeitpunkt ist aufschlussreich, da sich über November nicht die bekannten Bücher gewandelt haben, wohl aber die Verhältnisse.

»Wenn eine Diktatur zu Ende ist...«. Dann schlägt die Stunde der Wahrheit, auf deutsch - der Abrechnung mit den Beteiligten. Wenn die nicht von sich aus die gewünschte Schuldeinsicht zeigen, müssen die Unbeteiligten etwas nachhelfen. Also: Wem ist was vorzuwerfen, wer hat oder hat nicht oder nicht beizeiten, wie konnte überhaupt ein Mensch solange natürlich nur mit Lügen und gekrümmtem Rückgrat und entsprechender Belohnung oder weil ihm das Hirn verkleistert war von der herrschenden Ideologie und das Herz verstockt vor lauter Gläubigkeit etc. Trauert und bereut endlich und zwar öffentlich, Brüder und Schwestern, dann seid ihr frei und werdet einheitsfähig.

Also: Selbst wenn ich drei Ferienhäuser besessen, die Hälfte aller Nationalpreise bekommen und jedes Jahr ein Buch zum Lobe der Partei geschrieben hätte, gegenüber solchem Druck würde ich nie - doch: dann wahrscheinlich würde ich, schnell und gründlich, meine Verfehlungen er/bekennen, es ist ja ein günstiges Angebot, eines, das mir schon immer eingeleuchtet hätte, mich nämlich zu den *Siegern der Geschichte* zu gesellen. Mich empört ein Umgang mit Schuld, Irrtümern, Unterwerfung, Doppelzüngigkeit und falscher Geduld, der darauf hinausläuft, nur einen neuen Opportunismus zu begünstigen oder ein vertrotztes *Nichts-gebe-ich-zu*. Was für eine Moral herrscht in dem Verlangen nach Geständnis und Umkehr? Es ist wieder die der raschen Bereinigung. *Aufarbeitung*

aber - was immer sie konkret bedeutet - kann kein Schnellverfahren sein, ein vorgegebenes Resultat zu erzielen. Wer sie wirklich leisten will, oder von anderen erwartet, sollte für sich beanspruchen, oder dem anderen zugestehen, dass er es in dem Zeitmaß und in den Schritten tut, die er für diese Arbeit braucht. Anders geht es nicht.

Aber vielleicht geht es um etwas ganz anderes. Polemiken vorzuwerfen, dass sie polemisch sind, wäre töricht. Wenn jedoch über Identität und Integrität von Personen in polemischer Form verhandelt wird - unsachlich und zugleich so, als hätte man es lediglich mit einem *Sachproblem*, statt mit lebenden, also verletzbaren Menschen zu tun -, dann steht es, sollte diese Streitkultur das Feld beherrschen, schlecht um die allseits beschworene Vergangenheitsbewältigung im Interesse einer gemeinsamen Erneuerung. Es sei denn, die würde gedacht und gewollt als umfassende Demontage auf der *Verliererseite*, wie nach einem Krieg. Was nicht dasselbe ist wie eine grundlegende gesellschaftliche Umgestaltung nach einer Revolution. Der Unterschied liegt dabei nicht in ökonomischen und politischen Strukturen, sondern im Bewusstsein der Menschen, der Art ihrer Beteiligung, ihrer Identitätsbildung.

Deshalb die Relevanz von Auseinandersetzungen, die weniger ins Gewicht fielen, wären sie nur Literatenstreit um Marktanteile, Austrag alter oder neuer Feindschaften, eine weitere Strophe des Intellektuellenliedes von Elend und Verrat der Intellektuellen. Wenn es darum ging, Zuverlässige von Unzuverlässigen zu unterscheiden, forderte die herrschende Partei der alten DDR zur *Positionierung* auf, damit kenntlich wurde, wo jemand *stand*. In den gegenwärtigen Umbrüchen und Übergängen entsteht notwendig das Bedürfnis nach Ortsbestimmungen - Zugehörigkeit und Orientierung -, elementar dort, wo am meisten zerstört und erneuert wird: in Ost.

Hier treffen denn auch Musterangebote auf eine ganz andere Nachfrage, Demontagen einen anderen Nerv als im vergleichsweise unerschüt-

terten Westen. Und hier hat im kollektiven Bezeichnungswechsel von *wir sind das Volk* zu *wir sind ein Volk* inzwischen ein Vereinigungsbild Platz gefunden, das ich auf einem Ostberliner S-Bahnhof gesehen habe: die übliche Strichzeichnung als Rahmen für einen eindrucksvollen Penis in Aktion, daneben das weibliche Zentralorgan noch einmal extra, plus Erläuterung: DDR.

In den deutsch-deutschen Literaturdebatten fehlen naturgemäß derart suggestive Zuweisungen, nicht jedoch der Wunsch nach *greifbarer* Identität und nicht die Inszenierungen, zu denen er führt. Auch wer sich weigert mitzuspielen, spielt mit, in ebendieser Rolle. So unterschiedlich die einzelnen Stücke, ihre handelnden Personen, ihre Texte sind, das Theater ist total, zwangsläufige Produktion über einer Realität, die dargestellt werden muss, damit sie sich uns darstellen kann, damit sie heraustritt aus ihrem ständigen Anderswo, ein Ort wird, an dem wir uns zu orientieren vermögen mittels eigener und fremder *Positionierungen*.

In einer Zeit gesellschaftspolitischer Umwälzungen, hin zu neuer Einheit, haben *Identitätlichkeiten* (so der Titel einer alten Sammlung von Persiflagen auf bekannte Kriminalautoren) Hochkonjunktur. Was sie letztlich antreibt, ist das ihrem Zugriff immer Entzogene: das Unverfügbare in uns selbst, die *Kehrseite der Zeichen*, das unbeschriebene Blatt. Der hartnäckige Grund von Literatur. Dass sie beteiligt sei an der Vorbereitung von Revolutionen, ist eine umstrittene Ansicht. Für sie spricht, dass die Fiktionen der Literatur imstande sind, das Fiktive in den herrschenden Vorstellungen einer Gesellschaft zu enthüllen. Und genau diese Fähigkeit teilen sie mit den Utopien.

GUTE LUFT VOM TIERGARTEN

*geschrieben 1990, erschienen im
Berliner MIETERMAGAZIN 8/1990*

IMMER mal sehe ich sie wieder, obwohl sie lange tot sind. Sie gehen wie alte Leute und sind es auch. Zwei Schwestern, geboren noch im vorigen Jahrhundert. Berlinerinnen. Die Gelegenheiten, bei denen sie sich aus der Stadt herausbegaben, ließen sich gewiss an den Fingern ihrer Hände abzählen. Mit denen die Kleinere gewischt, geputzt, Geschirr getragen, die Größere Papier gewendet und beschrieben hatte. Die leichte Arbeit und die schwere, beide zum Erhalt des winzigen Familienunternehmens, einer Gaststätte am Schiffbauerdamm, die im vorletzten Kriegsjahr, von einer Bombe getroffen, ausbrannte.

Auf einmal schwammen die schönen Äpfel in der Spree, sagte Ella, die Kleinere, und sagte sonst nicht viel über jene Zeit, nach der ich sie öfter fragte. Ja, sie hätten auch gute Stunden gehabt und feine Kunden, vormittags schon, die Engländer und die Siemensingenieure und die Herren von der Bank. Minna schwieg dazu, saß auf dem Sofa ihres dunklen Berliner Zimmers und starrte in die Ferne, irgendwo jenseits vom Hofschacht. Die Zwei-Zimmer-Wohnung in der Luisenstraße hatten sie dazugemietet, als sie es sich leisten konnten, und dort lebten sie seit Kriegsende zu viert, dann starb die Mutter, später Erna, die Jüngste, die sie nie allein lassen konnten - wegen der Nerven, erklärten sie mir. Wir waren Nachbarinnen. Ich kannte ihre mit großen Möbeln vollgestellte Wohnung, die Tapeten - *noch Friedensware* - den geringen Inhalt ihres

Mülleimers, den ich gelegentlich nach unten trug, und ich kannte ihre Gewohnheiten.

Abends gingen sie spazieren, durch Hinterhof und Toreinfahrt hinaus auf die Straße, nach links, immer entlang der Mauer, an Reichstag und Brandenburger Tor vorbei, bis zur Leipziger Straße und denselben Weg zurück. Eine ödere Spazierstrecke ließ sich kaum vorstellen, fand ich. Dieses ausgemerzte Straßenbild. Ein paar übriggebliebene Gebäude, die, obwohl noch leidlich heil, wie Ruinen wirkten. Dazwischen schnell errichtete Baracken und auf Dauer gedachte Grenzschutzanlagen - Sichtblenden und Sperrzäune im Vorfeld der Hauptmauer und der hohen Torsäulen, an die man nicht herankam. Anschließend ein leeres Gelände, Gebüsch und Gras, darunter, wie man wusste, der Bunker des Führers. Dort immerhin ein freier Blick westwärts, Philharmonie, Kongresshalle und Esplanade gut zu sehen.

Vielleicht wanderten sie im Geiste auf der anderen Seite, die nicht mehr ihr vertrautes Viertel war, aber die sie doch, dank ihres Alters, betreten, also kennen konnten. Eine mir unbekannt Welt, trotz ihrer Nähe so entrückt, dass es mir nie gelang, die Stadt als eine zu empfinden. Gewiss, die Grenze zertrennte nicht nur, sie unterstrich die Einheit eines urbanen Organismus, indem sie Straßen, Wasser- und Schienenwege durchschnitt, vermutlich auch das unterirdische Versorgungssystem, aber das war unsichtbar, und was ich sah an Zeichen der Teilung, blieb Hinweis auf etwas Unerreichbares, eine andere Welt, wie gesagt. Weil ich die nicht von früher kannte, unterschieden sich meine Gewöhnung an einen absurden Zustand, meine sporadischen Wut-, Schmerz- und Sehnsuchtsanfälle sicherlich von den Gefühlen der beiden alten Frauen auf ihrem regelmäßigen Abendgang. Denn sie wurden ja zu einer Abweichung vom eigentlichen Weg gezwungen, den sie gegangen waren, als sie auch gute Stunden gehabt hatten und einen kleinen Hund namens Hexe - durch den Tiergarten also, bis zur Rousseau-Insel. Ein Ort für

Spaziergänge, das verstand sich von selbst, nicht aber die Beharrlichkeit, mit der sie ihre triste Strecke abwanderten. Eines Tages fragte ich danach. Die Antwort verblüffte mich: *Wegen der guten Luft vom Tiergarten*. Die pure Einbildung, dachte ich, da hätten sie gleich sagen können, der Duft der freien Welt, und begriff erst später, dass das, was sie rochen, etwas ganz anderes war - die Luft von einst.

An der Straße längs der Mauer stehen jetzt neue Wohnblocks, und es wird mehr und mehr gebaut werden auf diesem *Erwartungsland*. In den Tiergarten kommt man leicht, tatsächlich ist die Luft dort angenehmer als ringsum. Die zertrennte Stadt wächst wieder zusammen. Es ist nur noch eine innere Kulisse, vor der ich sie manchmal beim Abendspaziergang sehe, zwei Berlinerinnen, geboren am Ende des vorigen Jahrhunderts.

HAUSBUCH

Ein Nachruf

*geschrieben 1990, erschienen im
Berliner MIETERMAGAZIN 2/1991*

IHR Verschwinden ist nur wenigen aufgefallen, behauptete ich. Zwar gab es eine Diskussion, wohl um die Zeit, als sie stillschweigend aus dem Verkehr gezogen wurden - aus den Schubladen oder Mappen, in denen sie ruhten. Entsorgung war das Problem, dem die Sorge galt. Dass es die Öffentlichkeit beschäftigt hätte, lässt sich beim besten Willen nicht sagen. Ein schlimmes Zeichen? Oder, neutral gefragt, ein Zeichen wofür?

Es lohnt, darüber nachzudenken, eben weil die Verschwundenen zu den Unauffälligen im Lande gehörten. Schon jetzt fällt es schwer, mir wenigstens, sich an ihr Aussehen zu erinnern: Hefte im Querformat, mit vorgedruckten Spalten. Obwohl ich eines von ihnen etliche Male in Händen hielt, weiß ich nicht mehr genau, wie groß, wie dick es war. Außen hellgrün, glaube ich, und versehen mit Hammer, Zirkel, Ährenkranz sowie - da bin ich sicher - der Aufschrift *Hausbuch*. In ihm waren alle EinwohnerInnen des Hauses eingetragen. Verwahrt wurde es von der Hausbuchbeauftragten, irgendwo in ihrer Wohnung. Wer Besuch aus dem Inland hatte, für länger als drei Tage, oder westlichen, wie kurz auch immer, dem oblag es, das *Buch* genannte Heft zu holen und die verlangten Angaben hineinzuschreiben: Name, Vorname, Geburtsdatum, Wohnsitz, Beruf, Nummer des Personalausweises, Dauer des Aufenthalts.

Eine Entlastung der Meldestellen durch die verantwortungsbewussten Bürgerinnen selbst? Vielleicht war dies der ursprüngliche Sinn, von Anbeginn ein fragwürdiger. Was ging es die Behörden an, wer wen bei sich zu Gast hatte? Auch wenn eine solche Information eventuell bei kriminalpolizeilichen Ermittlungen von Nutzen sein konnte, stellte ihr Zustandekommen die Dinge auf den Kopf, indem jeder verpflichtet wurde, sich als Freund und Helfer der Polizei zu betätigen. Hat mich das beunruhigt, gestört? Ja. Habe ich mich gewehrt? Nein. Nicht in der Überzeugung, dass Ordnung sein muss und der Staat schon weiß, was er fordern darf. Vielmehr aus Ohnmacht, vermischt mit Selbstbeschwichtigung. Wem schadete ich denn, wenn ich harmlose Daten eintrug, ja, es hätte mir und anderen nur Scherereien gebracht, wären Unterlassungen entdeckt worden, wo es ohnehin eine mehrfache Kontrolle gab, zumindest im Fall der Westbesucher. Es war also Angst im Spiel, keine heftige, eine fast selbstverständlich gewordene Vorsicht. Dass gerade sie dazu beitrug, eigenen Bewegungsraum zu sichern, gehört für mich zu den typischen Absurditäten des DDR-Alltags.

Die Hausbücher als Bestandteil eines weitreichenden Überwachungsapparates - wem wäre dieser Zusammenhang verborgen geblieben, auch vor der jetzigen Kenntnis von Ausmaß und Einzelheiten. Ich wette, niemand hat sich bei seinen Inschriften als Komplize oder Opfer der Stasi gefühlt, allenfalls, und peinlich genug, als dummer, folgsamer Untertan. Wie auch umgekehrt das gewiss massenhafte Ignorieren der Eintragungspflicht kein Akt entschlossenen Widerstands war, eher der Erfahrung entsprang, dass kein Hahn danach krächte, ob man meldete oder nicht. Das System hatte, auf dieser Ebene immerhin, Lücken, abhängig zum Beispiel davon, wo man gerade wohnte. Während all der Jahre in einem Berliner Hinterhaus habe ich nie, erst nach dem Umzug in einen Neubau dann wieder ein Hausbuch gesehen, es gelegentlich benutzt, mit der Zeit immer seltener. Es wäre sang- und klanglos aus meinem Horizont

entschwunden, hätte ich nicht von einer Entsorgungsdebatte gehört - im nachhinein, muss ich gestehen. Da wollte ich es ein letztes Mal besichtigen, mir einprägen, wie es aussah. Doch es war fort. Die wurden alle eingezogen, noch vor Oktober, sagte die einstige Beauftragte. Durch wen, wohin, zu welchem Zweck, unter wessen Kontrolle? Ausweichende Antwort oder echte Unkenntnis, eingestreut ein früher ungebräuchliches Wort: *Datenschutz*. Ja, aber ... Meine Gedanken überschlugen sich, wiederholten vielleicht die mir entgangene Diskussion.

Seither bedrückt mich, dass es schon wieder eine Verantwortung gibt, der ich mich entziehe, weil ich dem Schicksal der Bücher nicht nachforsche. Ihr Inhalt erscheint mir in der Tat banal, längst uninteressant. Kein Vergleich mit Stasiakten oder anderen brisanten Karteien. Und doch. Verhalte ich mich nicht genauso wie früher, nur unter anderen Verhältnissen? Etwas allerdings ist neu. Wenn ich den Briefkasten öffne und mir lästige Werbepost entgegenfällt, an mich persönlich adressiert, geht mir ein verheißungsvolles, noch unabgenutztes Wort durch den Kopf: *Datenschutz*.

Vor ein paar Tagen erwischte ich mich bei dem Wunsch, es sollte unter all dem unverlangten Zeug das alte Hausbuch liegen. Aber was finge ich damit an?

STRASSENAMEN

*geschrieben 1991 im Oderbruch, erschienen im
Berliner MIETERMAGAZIN 11/1991*

HIER haben die Wege keine Namen. Man bezeichnet sie, wenn nötig, nach ihrer Richtung - ins Dorf, auf den Deich, zum Hof von soundso - oder nach besonderen Merkmalen: neu, schwarz, an der Pferdekoppel, unter den Eichen. Den Nutzern genügt das, Fremde fragen sich durch, und die Postfrau weiß ohnehin, wer in welchem Haus wohnt. Hier gibt es die Straße, die zur Chaussee führt, aber keine Chausseestraße. Hier kann man sich über den Zustand der Wege ereifern, nicht über ihre Namen. Es herrschen so gesehen urtümliche Zustände - und sorglose. Niemand zerbricht sich den Kopf, nach wem eine neue Straße benannt oder an welcher alten der Name ausgewechselt werden soll. Probleme des Taufens und Umtaufens dringen, mit anderen Nachrichten aus der Ferne, über die Medien ins hiesige Bewusstsein, sorgen vielleicht für kurze Anteilnahme, verschwinden rasch am dunstigen Horizont und tauchen allenfalls beim nächsten Besuch in der Metropole wieder auf, wenn sich herausstellt, dass der mitgeführte Stadtplan irgendwie nicht stimmt.

Für mich sieht das anders aus. Ich wohne in Berlin und werde aus ländlicher Abgeschlossenheit dorthin zurückkehren, wo alle Straßen, Plätze, Bahnstationen einen Namen, einige unter ihnen jetzt einen neuen, vielmehr ihren alten tragen, wie Frauen, die nach der Scheidung den Mädchennamen wieder annehmen. Kein Grund zur Aufregung. Eine Frage der Gewöhnung. Schließlich haben » w i r «, die Inhaberinnen

der berühmten vierzig Jahre, derlei Änderungen schon mal durch und sowieso zur Zeit ganz andere Sorgen, außerdem, was sind denn Namen? Schall und Rauch, wie jeder weiß. Ganz so ist es aber nicht. Genauer: Auf dass es nicht so sei, trachten Menschen seit je, sich einen Namen zu machen, ihn zu verewigen oder doch wenigstens zu vererben. Einigen Auserwählten - in Berlin sollen es um die 2400 sein - wird der Verewigungswunsch, ob er sie nun umtrieb oder nicht, von der dankbaren Nachwelt erfüllt, auf Emailleschildern, unter denen - in Westberlin fast immer, in Ostberlin nur selten - Zusatztafeln mit den Personalien der NamensgeberInnen angebracht sind, damit man weiß, wer da geehrt und nicht vergessen werden soll.

Bis Anfang des 19. Jahrhunderts, lese ich, »wurde die Benennung der Straßen und Plätze in Berlin vom Magistrat vorgenommen. Es handelte sich dabei meist um lokale Bezeichnungen (Kirchgasse, Spittelmarkt usw.) oder um Richtungsanzeigen (Frankfurter Allee, Spandauer Straße). Selten erhielt eine Straße ihren Namen nach einer Persönlichkeit. Im Jahre 1813 wurde die Straßenbenennung in den Residenzstädten Berlin, Potsdam und Charlottenburg neu geregelt. Der Magistrat hatte jetzt zusammen mit dem Polizeipräsidium nur noch das Vorschlagsrecht. Durch das Ministerium des Innern mussten die Wünsche dem König zur Genehmigung vorgelegt werden. Erst seit dieser Zeit treten die Namen von Fürstlichkeiten und um den Staat verdienten Personen, vor allem Militärs, häufiger als Straßenbezeichnung auf.«¹

Damals also eröffnete sich in der Landschaft harmloser Feld-, Wald- und Wiesennamen mit dem Prinzip der Personenehrung auch die Möglichkeit der Brüskierung und Verletzung, des historischen Irrtums und

¹Klaus Katzur: Berlins Straßennamen. Historische Persönlichkeiten auf Straßenschildern, Berlin 1969, S. 5, 6, 37

der späteren Korrektur, kurzum ein potentielles Kampffeld. Die Gründergenerationen sahen dies gewiss nicht voraus, sonst hätten sie - wie die praktischen Einwohner von Manhattan im Kernbereich ihrer Insel - die Straßen konsequent durchnummeriert. Ansätze dazu sind zwar vorhanden, aber in welch wirrem Zustand! Gleich in fünf Stadtbezirken eine Straße 7, nirgends eine 8, dafür wieder fünfmal die Straße 18, zusätzlich eine 18a und eine völlig aus der Reihe tanzende 18s. Mit der Straße 992 hat Altglienicke die höchste Ziffer erreicht, nur beileibe nicht in kontinuierlicher Folge, sondern einfach so, aus wer weiß welchem Grund. Ich vermag im Großberliner Zahlenspiel (anders als im alphabetgetreuen Weißenseer Buchstabieren, das allerdings bei Straße N abbricht) keinerlei System zu entdecken, woraus ich schließe, dass das eigentliche Interesse der Straßentäufel eben doch den Namen galt. Auf diesem Sektor herrscht Weite und Vielfalt, mannigfacher Wohlklang. Hier kommt man ins Grübeln, Träumen und Forschen. Hier kann man, soweit die Kenntnisse tragen, den Spuren der Geschichte folgen, kann geographisches, zoologisches und botanisches Wissen auffrischen, ja erweitern, sich mit dem Personal der germanischen Mythologie vertraut machen, auf alte Bekannte und rätselhafte Unbekannte treffen, auch Überraschungen erleben. Ich wusste z.B. nicht und hätte nie vermutet, dass die nervensägenden *Oldtimer* des DDR-Kinderfernsehens, Schnatterinchen und Pittiplatsch, längst ihren Weg gefunden haben. Mit einem Wort, es lohnt sich, im Straßenverzeichnis des Stadtplanes einfach mal zu blättern, unbedingt bis zu den Kleingartenkolonien, damit man die *Fröhliche Eintracht*, das *Glück im Winkel* und die *Treue Seele* nicht verpasst. Aus solchem Blättern könnte auch, angesichts der mehrfachen *Bahnhof-*, *Berg-*, *Haupt-* und *Berliner*, *der Bismarck-*, *Kaiser-*, *Luisen-* und *Karl-*, *der Lessing-*, *Goethe-* und *Schillerstraßen*, der diversen *Kastanienalleen* und so fort größeres Verständnis erwachsen für Nöte der Taxifahrer und das pingelige Beharren der Post auf korrekter Leitzahlangabe. Handelt es sich doch um eine

Altlast, die gemeinsam zu tragen ist, um eine langlebige Folge der Entstehungsgeschichte dieser Stadt und eines unbekümmerten Drunter und Drüber während der Gründerzeit, als man Straßen mit Namen versah, noch ehe sie vollständig angelegt, geschweige denn bebaut waren. Das änderte sich erst 1918, seit der preußische Innenminister für die Genehmigung der Namensanträge zuständig wurde. »1926«, so lese ich, »wurde ein Stadtverordnetenausschuss eingesetzt, der sich mit der Vorbereitung für die Umbenennung von Straßen und Plätzen in Berlin beschäftigte. Als Ergebnis seiner Arbeit wurde 1929 ein 'Grünbuch' veröffentlicht, in dem Richtlinien zur Umbenennung der doppelten Straßennamen aufgestellt waren. Danach hätten etwa zwei Drittel aller Straßen neu benannt werden müssen,«¹ was man schon damals für undurchführbar hielt.

Später kam die Verwaltung dem Leben ein Stück entgegen, indem sie (1963 für Westberlin) die Vorschriften lockerte und den Begriff der Doppelbenennung weiterfasste. »Erhalten blieben aber die alten Grundsätze, dass bei der Benennung neuer Straßen keine bereits bestehenden Namen verwendet werden dürfen, Namen von lebenden Personen untersagt sind und Verstorbene in der Regel nicht früher als fünf Jahre nach ihrem Tode durch eine Straßenbenennung geehrt werden dürfen.«¹

Wie die entsprechende Regelung für Ostberlin aussah, weiß ich nicht, nur, dass man es mit dem Verstorbensein und dem Fünfjahresabstand nicht so genau genommen hat. Die Frankfurter Allee hieß schon drei Jahre vor Stalins Tod - und fünf Jahre danach bereits nicht mehr - Stalinallee.

Womit ich beim aktuellen Thema bin: den Umbenennungen.

Siebenunddreißig Straßen und Plätze sollten nach einem Vorschlag der CDU von Anfang Juni zum ersten Jahrestag der deutschen Einheit umbenannt werden. Der liegt nun hinter uns, der *Straßenkampf* aber hält an. Gut so, besser jedenfalls, als wenn stillschweigend die *vollständige Säuberung* hingenommen würde, wie sie beispielsweise Herrn Lummer

vorschwebt. Dass man sich von seiner Geschichte *reinigen* könne, ist ein fortgeschleppter Irrtum, vermutlich ein populärer, in dessen Namen gerade auch jene Umbenennungen stattfanden, die jetzt rückgängig gemacht werden sollen. Doch es geht nun mal nicht um die Beseitigung von *Schmutz*, das bereinigende Verschwindenlassen von Namensschildern, sondern um den Gewinn von kritischem Geschichtsbewusstsein. Dazu gehört sicherlich die Einstellung zu Personen, ihrer historischen Rolle, ihrer Eignung, als NamensgeberInnen einer Straße, eines Platzes zu fungieren. Umbenennungen bieten daher Gelegenheit zur Information und Auseinandersetzung, zur Diskussion von Wertvorstellungen.

Einmal wenigstens sollten sie in diesem Sinne genutzt werden. Wenn jedoch in der Potsdamer Stadtverordnetenversammlung, wie ich der Berliner Zeitung vom 7. Oktober entnehme, dem Vorschlag der Opposition, in jeder der betroffenen Straßen eine Einwohnerversammlung durchzuführen, von einem SPD-Vertreter entgegengehalten wird: »*Darüber würde ein halbes Jahr vergehen, unsere Bürger wollen aber nicht mehr warten*«, dann weiß ich nicht, was mich mehr empört: dass ein Abgeordneter - schon wieder - festlegt, was *unsere* Bürger wollen, oder dass Menschen, die jahrelang oktroyierte Namen ertragen haben, jetzt sechs Monate zu viel finden, um sich in eigene Angelegenheiten einzumischen, bzw. denen, die es wollen, die Möglichkeit dazu zu geben. Es wird wohl an meiner fehlenden Fantasie liegen. Ich kann mir zwar vorstellen, dass einem dieses ganze Taufgeschäft herzlich gleichgültig ist, aber dass Bürger vor Ungeduld schnauben, den Namen *Wilhelm-Pieck-Straße* oder *Leninallee* oder wie auch immer loszuwerden, halte ich für Theaterdonner. Doch sollte es die Wahrheit sein, folgt daraus noch lange nicht, dass allein von dort das Tempo bestimmt wird. Zumal es sich um Entscheidungen handelt, die niemandes Leib und Leben retten, sondern den Umgang mit Symbolen betreffen, und der erweist sich, sobald diese nicht mehr selbstverständliche Geltung besitzen, nicht mehr einfach hinge-

nommen werden, als komplizierte, empfindliche Angelegenheit. Wie jetzt der Streit um Schilder und Monumente zeigt.

In der vergangenen DDR war das einfach: Benennungen wurden verfügt, von der Presse in aller Namen begrüßt, mehr oder minder feierlich vorgenommen. Irgendwann zu Beginn der siebziger Jahre wurde die Straße, in der ich damals wohnte, von *Luise* in *Hermann Matern* umbenannt. Ich erinnere mich, dass mich das ärgerte und ich das Gefühl hatte, eigentlich sollte ich mich wehren. Nicht aus Treue zu Königin Luise oder in Kenntnis bestimmter Untaten von Herrn Matern, sondern wegen des Verfahrens: weil *wir*, wieder einmal, nicht gefragt worden waren und weil die Beseitigung von *Luise* stark an das bilderstürmerische Verhältnis zur preußischen Geschichte erinnerte, das in der Ulbricht-Ära herrschte. Vor allem missfiel mir, dass Politbüro und Volkskammer sich sozusagen selbst bedienten und genauso verfahren wie die wacker angeprangerten Feudalherren von einst:

»*Die jeweils herrschende Klasse bestimmte den 'Geist der Zeit', aus dem dann auch die Straßennamen geboren wurden, oft genug in groteskem Missverhältnis zur wahren Bedeutung des Namenspatrons - man denke nur an die zahlreichen Fürstlichkeiten, deren Namen früher auf vielen Straßenschildern prangten und die z.T. niemand kannte.*«²

Eben. Ich habe damals, wie so häufig, nicht protestiert, aus dem Gefühl heraus, es hat ja doch keinen Zweck, vergeudete Zeit und Kraft, und ist die Sache solchen Aufwand wirklich wert? Eine an sich vernünftige Frage, aber wenn sie in Mutlosigkeit gestellt wird, sehr tückisch, weil sie dann alle Sachen in ihrem Wert schrumpfen lässt, auch wichtigere als eine Straßenumbenennung.

Dass also *Hermann Matern* wieder aus dem Straßenbild verschwinden soll, bereitet mir keinerlei Probleme, ebensowenig der Verzicht auf

²Ines Rautenberg: Straßennamen im Stadtbezirk Berlin-Pankow, Berlin 1985, S. 4

ein dergestalt ehrendes Andenken an die Riege ehemaliger Politbüromitglieder, Minister, Blockparteivorsitzenden, Generäle und Grenzsoldaten. Aber es mag Menschen geben, die hierüber anders denken, und sie müssen mit ihren Einwänden zu Wort kommen.

Die von der CDU vorgeschlagene Liste versteht sich nicht von selbst. Sie bedarf der Begründung wie auch der Diskussion, nicht nur im Kreis der Abgeordneten. Ich zum Beispiel weiß nicht, was gegen Hermann Duncker (1817-93) vorliegt, seit 1846 im Dienste der Stadt Berlin als Stadtrat und Syndikus, 1872-91 Bürgermeister, und ich verstehe nicht, warum es keine *Straße der Pariser Kommune* geben soll, warum keine *Clara-Zetkin-Straße*, warum keine nach dem Filmregisseur Konrad Wolf oder dem Dichter Johannes R. Becher benannte Straße mehr. Genauer gesagt, ich ahne die Gründe, und hätte ich mit meiner Vermutung Recht, wäre ich erst recht gegen eine Umbenennung. Die gliche dann nämlich allzusehr den Säuberungsaktionen älteren Datums - ohne geschichtliches Augenmaß und Bereitschaft zur Differenzierung, allein dem *Geist der Zeit* folgend, der umso lauter von *Aufarbeitung* reden lässt, je weniger sie tatsächlich geschieht.

Sollte nunmehr auch der Name *Rosa-Luxemburg-Platz* der *Stadtreinigung* zum Opfer fallen, wäre das ein Skandal, selbst wenn, wie zu erwarten, in diesem Fall von dem sonst angewandten Grundsatz: Zurück zum Alten! abgewichen, uns ein neuerlicher *Horst-Wessel-Platz* also erspart bleiben würde. Anstelle der Hoffmann, Maron, Rau, Verner, Winzer etc. fänden sich gewiss Namen, die daran erinnern, dass die Geschichte der DDR nicht allein die der herrschenden Funktionäre war. Aber wenn es schnell gehen soll, bietet sich, zumindest bei den nach 1945 umbenannten Straßen, der Rückgriff auf die einstigen Namen natürlich an. Sie sind garantiert vom preußischen Innenminister, wenn nicht sogar noch vom König, genehmigt, haben Alter oder Unverfänglichkeit für sich und üben, wie ich an mir feststellen kann, auch einen erzieherischen

Impuls aus. So nehme ich mir vor, mich mit der Geschichte des Deutschen Ordens besser vertraut zu machen, um in dessen Hochmeister *Winrich von Kniprode* nicht nur einen Krieger und Kolonisator zu sehen. Vielleicht gelingt es mir ferner, bei *Elsässer/Lothringer Straße* nicht an den Erbfeind und deutschen Revanchismus zu denken, sondern einfach an schöne französische Landschaften und unser aller Aufbruch nach Europa.

Gestärkt durch gute Vorsätze, werde ich mir jetzt den abendlichen Spaziergang gönnen, auf Wegen ohne Namen.

DIE AFRIKANERIN

Erzählung

*zurückgehend auf eine Begegnung 1992,
aus der eine langjährige Beziehung erwachsen ist.
Erschienen als »Sonntagsgeschichte«,
NEUES DEUTSCHLAND, 25.9.1995*

DASS sie hier gewesen ist, spüre ich schon, wenn ich die Wohnungstür öffne. Der Geruch des Putzmittels weht mir entgegen wie fremd. Daran habe ich mich inzwischen gewöhnt, auch an den leichten Taumel der Ordnung, die nicht aus den Fugen geraten, nur ein wenig verschoben ist, nie auf dieselbe Weise, doch immer anders, als ich sie hinterlassen habe. Ich gehe herum, rücke Gegenstände zurecht und sehe: Richtig sauber ist es nie, wenn sie zum Säubern dagewesen ist.

Meine Wohnung ist schön, sie ist groß. Zu groß für eine Einzelne, sagen manche, sagte auch ich nach der Scheidung und Bennos Auszug, groß und leer nach Christians Abflug zum Studium in Chicago. Aber Christian kommt während der Ferien nach Hause. Sein Zimmer steht für ihn bereit. Ich denke nicht daran, es zu vermieten. Die übrigen Räume sind durch Flügeltüren miteinander verbunden, ein Familendomizil, jetzt für mich allein. Ich brauche Platz um mich und Stille, brauche sie dringend, wenn ich heimkehre aus dem Chaos der Schule, in dem ich längst untergegangen wäre ohne meinen Zufluchtsort mit den Parkettböden, den hohen Fenstern, der Frische selbst an drückenden Sommertagen.

Die Wohnung erhält mich arbeitsfähig, sage ich manchmal, und solange ich sie bezahlen kann, werde ich sie weder tauschen noch mit Fremden teilen.

Ich sehe nicht ein, warum ich wegen dieser Wohnung ein schlechtes Gewissen haben soll. Hanna sah mich schräg an:

Du hast es also, sagte sie.

Ulrike sagte: Lass dir nichts einreden. An dir können sich andere ein Beispiel nehmen. Die Sonntagsreden. Kerzen gegen Fremdenhass und Farbeier auf scheinheilige Politiker - alles daneben. Was zählt, ist tätige Hilfe, und die leistest du ohne große Worte.

Ulrikes Lautstärke nach dem zweiten Glas Wein war mir peinlich, auch wenn ihre Meinung von denen, die mithörten, wahrscheinlich gebilligt wurde. In unserem Stammlokal verkehren Leute, die sich ähnlich kleiden, ähnlich sprechen wie wir, in der Mehrheit ebenfalls zum *Mittelalter* zählen

Leute vom gleichen Stamm, sagt Hanna.

Einige kennen wir noch aus der Zeit der Hüttendörfer und Sitzblockaden, und uns kennt man als das Schulweibertrio. Im Gedränge einer Demonstration hatten wir uns wiedergefunden nach Jahren ohne Kontakt und beschlossen, uns fortan regelmäßig zu treffen. Tatsächlich halten wir einen gewissen Rhythmus ein, vor allem dank Hannas Beharrlichkeit.

Und du, sagte Hanna zu Ulrike, kannst dich rühmen, die Inspiratorin dieses beispielhaften Handelns zu sein.

Ihr bissiger Ton kränkte mich, doch Ulrike überhörte ihn und erwiderte schlicht:

Allerdings.

Von ihr stammte die Idee. Wir hatten über Fremdenfeindlichkeit, namentlich im Osten, diskutiert, und in einer Pause sagte ich:

Aufklären, demonstrieren, die Unterkünfte der Asylbewerber schützen - alles gut und richtig. Aber welcher Fremde wird mir dadurch we-

niger fremd? Ich möchte wissen, wem ich helfe, nicht im allgemeinen, sondern persönlich, von Mensch zu Mensch.

Das kannst du haben, sagte Ulrike, die eben noch eine Unterrichtseinheit zum Thema Nationalismus entworfen hatte, und wusste auch gleich einen Vorschlag. Eine ihrer Freundinnen sei Ausländerbeauftragte in einem Ostberliner Stadtbezirk. Der sollte ich mein Anliegen vortragen. Falls es dir ernst ist damit, sagte Ulrike und schrieb mir die Telefonnummer auf.

Vielleicht waren es der Zweifel in Ulrikes Satz und die Skepsis in Hannas Blick, die den Ausschlag gaben. Der Anruf kostete keine Mühe. Ein Netz persönlicher Kontakte sei genau das, was sie anstrebe, erklärte mir eine angenehme Stimme und fragte, ob ich an einen Mann oder eine Frau gedacht habe. Weder noch, hätte ich ehrlicherweise antworten müssen, sagte aber, ohne lange zu überlegen:

Eine Frau, das erscheint mir leichter.

In manchen Fällen müssen wir warnen, sagte die Beauftragte für Ausländer. Ich könnte Ihnen da Geschichten erzählen... Aber Sie suchen zum Glück eine Frau.

Ob ich tagsüber telefonisch zu erreichen sei, wollte sie wissen, und welche Fremdsprachen ich beherrsche.

Das Übliche, antwortete ich ausweichend.

Die Sprachenfrage bringt mich immer in Verlegenheit. Einigermaßen sicher fühle ich mich nur in Latein. Das karge Schulfranzösisch habe ich nahezu vergessen, und mein Englisch, sagt Christian, ist eine Ohrneige.

Einige Tage später rief mich in der großen Pause die Schulsekretärin ans Telefon.

Putziges Englisch, schwarze Stimme, sagte sie und reichte mir den Hörer.

Sorry. I don't understand, wiederholte ich einige Male.

Statt der schwarzen Frauenstimme meldete sich plötzlich ein Mann mit sächsischem Akzent. Er stellte sich als Sprachlehrer vor. Ja, die Stadt gewähre den Asylbewerbern kostenlosen Deutschunterricht.

Noch, sagte er.

Mit seiner Hilfe kam die Verabredung zustande.

Bei unserem nächsten Treffen erzählte ich Hanna und Ulrike von meiner Fahrt in den Osten.

Das Heim befindet sich in der Nähe vom Alexanderplatz und nicht, wie ich befürchtet hatte, in einer Kaserne am Stadtrand oder irgendwo in den Plattensilos. Als ich das Haus betrat, wollte ein Wachschutzmann meinen Ausweis sehen. Den hatte ich nicht dabei. Woher sollte ich wissen, dass er hier verlangt wurde.

Ist ja wie früher bei Ihnen, sagte ich.

Da gab es keine Asylanten, entgegnete der Posten, außerdem erfinde nicht er die Anweisungen. Er führe sie nur aus.

Ich erklärte ihm, dass ich verabredet sei, nannte Name und Zimmernummer und schlug vor, die Afrikanerin herzuholen, damit sie die Richtigkeit meiner Angaben bestätigte.

Das fehlte noch, sagte der Mann, dass ich für Sie den Laufburschen mache!

Nicht für mich, sagte ich schnell, ich komme im Auftrag der Ausländerbeauftragten Ihres Stadtbezirkes... Könnte ich wohl eben - hinter der Glasscheibe der Pförtnerloge hatte ich ein Telefon entdeckt - mit Frau Becker sprechen, vielleicht hilft uns das weiter.

Der Mann zögerte, dann drückte er einen Knopf, und beim Summen des Türöffners schritt ich in das Innere des Gebäudes, mit Hochgefühl, kann ich euch sagen.

Es verging mir auf der Stelle! Kein Fahrstuhl, ein schmieriges Treppenhaus, Lärm und beißender Bratgeruch. Ich wollte nichts genauer wahrnehmen, nichts außer den mit schwarzer Farbe an die Türen gemal-

ten Nummern. Ich stieg bis ins Dachgeschoss, irrte durch verwinkelte Gänge und fand endlich das richtige Zimmer, klopfte an, trat ein und sagte, wie ich es mir unterwegs zurechtgelegt hatte:

Hallo, my name is Margret Gross, I am your friend.

Die Afrikanerin lächelte mit halb abgewandtem Gesicht.

Isatu, sagte sie und streckte eine Hand aus, die den Druck meiner Hand nicht erwiderte.

Schweigend saßen wir dann da, ich auf dem einzigen Stuhl, Isatu auf einem der beiden Betten. Sie fragte etwas, ich erkannte das Wort *juice* und nickte. Sie goss Orangensaft in einen Plastikbecher, reichte ihn mir, trank selber nichts. Ich sah mich um in dem engen Zimmer. Fleckenweise heruntergerissene Tapeten, so dass ein Wandmuster entstanden war, da und dort mit alten Kalenderblättern überklebt. Zwischen den Betten ein Schrank, an dem Farbfotos hingen, auf der rechten Seite nur eines: ein lachendes kleines Mädchen, etwa vier Jahre alt.

Deine Tochter?

Isatu nickte:

Gladys.

Und wo ist sie?

Isatu malte in die Luft den Umriss eines Faustkeils, links stark ausgebuchtet. Sie tippte auf eine Stelle der imaginären Beule, sagte:

Freetown, Sierra Leone.

Ich fragte: Civil war?

Die Antwort war lang, ich verstand: Rebellen, Präsident und Putsch, am Schluss auf deutsch:

Asylantrag.

Auf einen Zettel schrieb ich meine Telefonnummer, legte in einer plötzlichen Eingebung die Telefonkarte dazu und sagte:

Please, phone me.

Auf dem Flur hockten eine junge Frau und ein junger Mann, beides Farbige, die, als hätten sie nur auf meinen Aufbruch gewartet, aufsprangen und in das Zimmer drängten, aus dem für eine Weile Gelächter zu hören war. Auf der Treppe begegnete ich niemandem, aber das Erdgeschoss war voller Menschen. Drei Frauen in Kopftüchern standen plaudernd in dem Auf und Ab wie an einem Dorfbrunnen. Neben ihnen zwei Jungen, jeder mit einer Mandarine in der Hand. Die Kinder schälten die Früchte, ließen die Schalen fallen. Das frische Orangerot würde bald zertreten und ähnlich grau sein wie der Steinfußboden, auf dem meine Schuhe ein Geräusch machten, als seien sie mit Eisen beschlagen. Für mich steht fest, schloss ich, dass ich das Heim kein zweites Mal betreten werde. Lieber lade ich die Afrikanerin in ein Café ein, bestimmt hat sie noch nie eines von innen gesehen. Hanna erzählte bald von einer Ferienreise, und während ich zuhörte, wurde mir bewusst, dass ich nicht sicher war, ob ich Isatu auf der Straße wiedererkennen würde.

Auch jetzt noch, zwei Jahre nach unserer ersten Begegnung, kann ich mir Isatus Gesicht, wenn ich mit ihr telefoniere oder an sie denke, nicht deutlich vorstellen. Es ist zuweilen seltsam grau, verwischt, dann wieder von faszinierendem Glanz, ein Gesicht mit großen Augen und schön gewölbter Stirn. Bei der Begrüßung, wenn ich sie, die schräg nach unten sieht, während sie sich die Hand drücken lässt, mit Blicken kurz erforsche. glaube ich, ihr Befinden zu erfassen. Danach zu fragen hat keinen Zweck. Ich tue es nur noch aus Höflichkeit, denn die Antwort lautet unabänderlich: *Fine*. Nachzuhaken, ob das auch wirklich stimmt, habe ich mir langsam abgewöhnt. Es macht Isatu nur verlegen. Also deute ich, was ich sehe: Wenn es ihr gut geht, sieht sie gut aus, denke ich und bin froh, dass sie mir des öfteren wohlgemut, am besten, wenn sie ihr leuchtend blaues, um den Ausschnitt silbrigweiß besticktes Kleid trägt, eines aus Afrika, und die Haare zu winzigen Zöpfen geflochten, glatt nach hinten gestremmt, von einem dunkelroten Band zusammen-

gehalten wie ein Pferdeschwanz. Meistens aber kommt sie in Jeans und großgemusterten Pullovern, billiger Kleidung, und doch frage ich mich, woher sie das Geld nimmt für diese Anschaffungen. Meine kaum getragenen Kleidungsstücke, die ich ihr anfangs schenkte, habe ich an ihr nie wiedergesehen.

Wie alt ist sie denn? fragte Ulrike.

Fünfundzwanzig, sagte ich und bemerkte im selben Augenblick, wie Isatu aus der Zeitlosigkeit, dem Jenseits aller Jahrgänge, worin ich sie bislang ganz selbstverständlich angesiedelt hatte, heraustrat, wenig älter als Christian, erschreckend jung auf einmal.

Mutterseelenallein in der Fremde, ohne ihr Kind, ohne die Eltern. Das muss man sich mal vorstellen, sagte Hanna.

Der Vater ist tot, sagte ich. Wieviele Geschwister Isatu hat, weiß ich nicht, auch nicht, wieviele Mütter noch, eine in Freetown, eine in London, die nennt sie manchmal *aunty*. Die Einzige in der Familie, über die sie von sich aus spricht, ist ihre jüngere Schwester, bei der die Kleine lebt. Im Hintergrund zahllose Onkel, Tanten und Cou-sins, vielleicht ist der halbe Stamm untereinander verwandt. Irgendwo der Kindesvater. Ich frage nicht mehr, ich sehe da nicht durch. Über das Hotel aber weiß ich Bescheid. Es steht auf der Spitze einer Landzunge, nahe beim Leuchtturm. Vom Atlantik weht ein erfrischender Wind. Die Gäste sind ausländische Touristen, sie reisen gern dorthin, wenn zu Hause Winter ist. Isatu hat in der Küche gearbeitet, sie war verantwortlich für das kalte Buffet. Sie kann, sagt sie, afrikanisch, französisch und italienisch kochen. Sie hat es in diesem Hotel gelernt, das offenbar auch als Gästehaus der Regierung diente. Denn als der Präsident gestürzt wurde und floh, ist ihm ein Teil des Hotelpersonals gefolgt, nach Guinea erst, dann weiter fort. Isatu kennt das Video von der langsamen Abschachtung eines anderen Präsidenten.

They killed him like a cow, sagt sie.

Killerbanden und Massaker, in Freetown noch nicht, aber auf dem Lande. Die Leute retten sich in die Stadt. Dort stehen sie stundenlang Schlange nach Wasser, nach Reis. Um mit dem Bus eine Strecke zu fahren wie vom Alexanderplatz zu mir nach Schöneberg, würde sie daheim einen halben Tag brauchen. Sobald sie die Aufenthaltserlaubnis bekommt, will sie ihre Tochter herholen.

Meine Berichte über Isatu blieben mager. Ich hätte gern mehr geboten, Einblicke in ein fremdes Leben, eine andere Kultur. Aber sie erzählte wenig. Wahrscheinlich hätte sie, was mich interessierte, nur in ihrer Muttersprache sagen können. Trotzdem bot sie jedesmal Gesprächsstoff, wenn ich mich mit Hanna und Ulrike traf.

Hätte ich gewusst, was auf mich zukommt! Es geht mir dabei nicht ums Geld, sagte ich, aber dieses ständige Geben ohne Entschädigung durch Erfolge!

Ich habe ihr einen Deutschkurs an der Volkshochschule bezahlt, der Sprachunterricht für Asylbewerber wurde ja, zusammen mit anderen Leistungen, bald gestrichen. Sie hat in einem halben Jahr nichts gelernt, wir radebrechen weiter englisch. Meiner tüchtigen Polin habe ich gekündigt, damit Isatu bei mir putzen kann. Ich bezahle sie gut und danke ihr für eine Arbeit, die ich noch einmal machen muss. Saubermachen liegt ihr nun mal nicht, wie soll ich es ihr beibringen. Sie weiß, dass es zu ihrem eigenen Besten ist, in diesem Land auf Pünktlichkeit zu achten, aber sie kommt immer wieder zu spät und bringt mir amtliche Schreiben, die sie natürlich nicht versteht, oft auch zu spät, so dass ich dann entschuldigende Telefonate führen muss. Wichtige Dokumente sind voller Fettflecke und Eselsohren, obwohl ich ihr Klarsichthüllen gegeben habe.

Ich war glücklich, als ich einen Stundenjob für sie gefunden hatte. Schwarzarbeit, versteht sich, jedoch in ihrem Beruf und in einer sympathischen Kneipe. Eines Tages höre ich von den Leuten dort, dass sie nach zwei Wochen nicht mehr erschienen ist und von ihr, als ich sie zur Rede

stellte, sie habe sich vor der Rückfahrt nachts, mit der letzten U-Bahn, gefürchtet. Das kann ich verstehen. Was mich stört, ist diese Unoffenheit. Nie zieht sie mich ins Vertrauen. Ich erfahre von ihrem Leben immer nur dann, wenn sie etwas braucht. Sie weicht meinen Fragen aus, sie kann mir nicht ins Gesicht sehen. Außerdem scheint sie sich für das Land, in dem sie bleiben will, überhaupt nicht zu interessieren. Es gefällt ihr, sagt sie, weil es sicherer ist als andere. Sie vermisst den Wind vom Ozean und die frischen Früchte. Mir ist schleierhaft, was sie den ganzen Tag tut.

Musst du denn alles wissen? sagte Hanna. Sei froh, dass sie Abstand hält und nicht noch mehr von deiner Zeit beansprucht.

Ohne dich, sagte Ulrike, wäre deine Afrikanerin hier doch verloren!

So war es nicht. Auch davon erfuhr ich nur nebenher, als Isatu einen Behördenbrief brachte. Die Anschrift war nicht mehr dieselbe, das Heim am Alexanderplatz hatte man geschlossen, die Bewohner an den östlichen Stadtrand verfrachtet, in einen Vorort, den ich nur vom Namen kannte. Ich erschrak beim Gedanken an die Fahrt, die sie auf sich nehmen musste, um mich zu besuchen. Aber sie kam nicht von dort. Sie wohnte in Kreuzberg bei ihrer Wohltäterin. Adeyemi hieß sie und war Isatu in der U-Bahn begegnet. Es stellte sich heraus, dass beide aus demselben Land stammten. Adeyemi hatte es schon vor zwölf Jahren verlassen. Aufenthaltserlaubnis, Arbeit, eine Wohnung für sich, den Mann, die Töchter - Adeyemi besaß, was Isatu fehlte, und sie kannte sich hier aus. Mit der Bewilligung von Isatus Asylantrag zu rechnen, wie ich es tat, war ihre Sache nicht. Sie hielt Heirat für den einzig erfolgreichen Weg. Sie holte Isatu aus dem Heim heraus.

Ob denn genügend Platz sei bei Adeyemi, fragte ich.

In den Wohnungen der Afrikaner hier leben immer viele. Anders als bei den Deutschen, antwortete Isatu.

In Freetown, sagte sie später einmal, hätte Adeyemi nichts für sie getan, denn sie gehören zu verschiedenen Stämmen. In der Fremde halten sie

aber zusammen. Sie wissen, dass unser Staat die Flüchtlinge loswerden will und suchen nach Möglichkeiten, trotzdem zu bleiben.

Es ist ein zäher Kampf, sagte ich. Ohne Adeyemi hätte Isatu es nicht geschafft.

Ihr Antrag ist abgelehnt worden, doch da war sie schon verheiratet. Sie hat mir Fotos aus dem Standesamt gezeigt. Alle waren sehr heiter, sehr schön in ihren afrikanischen Gewändern.

Der Ehemann ein Schwarzer? fragte Hanna.

Ja. Und deutscher Staatsbürger dazu.

Wir tranken auf das Wohl des Paares.

Und auf Adeyemi, sagte ich.

Du wirst sehen, sagte Ulrike, Isatu fasst hier Fuß. Bald braucht sie dich nicht mehr.

Über diese Aussicht hätte ich mich freuen sollen.

Die Probleme fangen doch jetzt erst an, sagte ich.

Sie fliegt nach Hause, holt die Tochter, verspricht wer weiß wem noch, dafür zu sorgen, dass sie hierher kommen, und kommen werden sie irgendwann. Sie muss Arbeit finden, eine bezahlbare Wohnung, muss nebenher endlich die Sprache lernen. Was sie im Augenblick besitzt, ist ein Stempelintrag in ihrem Pass. Für die nächsten drei Jahre kann sie bei uns bleiben, in dieser Stadt. Darüber bin ich wirklich froh.

Dass sie eine Zeitlang fort gewesen ist, bemerke ich an der unverrückten Ordnung, am Staub auf Gegenständen, die niemand angerührt hat. Die Wohnung sich selbst zu überlassen, macht mir nichts aus, sie gefällt mir fast besser so, ich weiß es von früher. Trotzdem fing ich an, den Geruch des Putzmittels zu vermissen in den Wochen, die jetzt vorbei sind. Isatu hat sich angesagt für diesen Nachmittag. Ich bin gespannt auf ihren Bericht aus Afrika, neugierig auf Gladys, die ich nur von einem Foto kenne, und schon unruhig. Sie wollten längst da sein. Ich werde Isatu

sagen, dass ich es hasse zu warten, weil ich dann Zeit habe, die mir sonst fehlt, aber nichts mit ihr anzufangen weiß. Ich bezweifele, dass sie das versteht. Ich kann mir nicht vorstellen, welches Bild sie von mir hat. In unserer Bekanntschaft bin ja ich die Fremde geblieben, die nie von sich gesprochen hat. Das geht mir jetzt erst auf. Ich will es ändern ab sofort und muss mich doch gedulden. Denn wieder kommt Isatu zu spät.

ES FREUT SICH ...

*geschrieben 1997, erschienen im
VORWÄRTS März 1998*

AM Baugerüst hing ein Plakat und verkündete die Entstehung von soundsoviel Quadratmetern Bürofläche. Es wäre mir nicht weiter aufgefallen, auch das Lockwort *attraktiv* nicht mehr. Dort aber wurde die Attraktion erklärt mit der Lage.

Im kleinen Regierungsviertel, las ich, sofort alarmiert. Die Mieten, die Preise, der Verkehr! Dass die Bonner kommen würden, war ja entschieden. Doch nicht gleich bis hierher! In die Umgebung des Reichstages, in den Bogen der Spree und an den Saum des Tiergartens, ins Grüne also, passend zu Projekten wie einem Bungalow für den Kanzler. Meine Gegend hingegen hat nur zwei minimale Parks aufzuweisen und eine von grauen Wohntürmen verhunzte Insel und, allerdings, auf der anderen Seite der Leipziger Straße dieses lange, leicht gekrümmte, in strenger Einfallslosigkeit gestaltete Bankgebäude, wo sich, eine geldfreie Ära fern im Blick, seinerzeit das Zentralkomitee der SED niedergelassen und bis zum Bankrott betätigt hatte, nach der Wende dann diese und jene.

Ein hässliches weißes Ministerium, ebenfalls jenseits der Leipziger, war rasch vom Erdboden verschwunden, das Staatsratsgebäude unangefochten über die Jahre gekommen, ungenutzt, schien mir. Doch wirkte es weniger staubig als der asbestverseuchte, umkämpfte, kostspielig auf dem Platz des Königsschlosses leerstehende Palast der Republik.

Bonner oder Berliner Pläne für die einstigen Sitze der kollabierten Macht hatte ich im Hüh und Hott ihres Voranschreitens bald nicht mehr verfolgt. Unübersichtlichkeit nervt mich, solange ich sie zu klären suche. Als Gegebenheit lässt sie sich hinnehmen wie die Umwege um aufgerissene oder abgesperrte Straßenteile.

Dass auf dem Mauergelände, an dessen Rand ich lebte, kein Stadtwald wachsen würde wie in unseren Visionen aus einem lange zurückliegenden Herbst, war mir klargeworden in dem Augenblick, da ich den Ausdruck *Bauerwartungsland* kennenlernte. Der Bau ließ jedoch auf sich warten, und das erklärte ich mir - mittlerweile schon versierter - mit ungeklärten Eigentumsverhältnissen. Von mir aus konnte die Klärung sich hinziehen.

Denn so lange, mindestens, bliebe der Blick vom Balkon schräg nach Südwesten frei, wie in den Jahren, als der unfreie Körper sich hinüberwünschte auf die andere Seite der Mauer, um wenigstens von dort einen Blick zu werfen auf den heimischen Balkon. Hinweg über die von Soldaten und Hunden bewachte Grenze, über die plötzlich unbewachte, durchlöchernde, dann abgetragene Mauer, über das Gelände, wo Trümmer der abgerissenen Friedrichspassagen, vom Volksmund *Usbekischer Bahnhof* genannt, zermahlen sich zu großen Spielplatzhügeln türmten, sah ich nach Kreuzberg und konnte Jahre hindurch über den Sturzacker, um wechselnde Absperrungen herum, mir den Weg abkürzen in die Oranienstraße, zum Moritzplatz.

Dem Wissen von der Vorläufigkeit dieses Zustands widersprach seine unerwartete Dauer. Ein halbes Jahrzehnt nach dem Verschwinden der Mauer war hier von gründerzeitlicher Baudynamik nichts zu bemerken. Eines Tages las ich, unterwegs vom Bäcker zum Bus, die Sache mit dem kleinen Regierungsviertel. Dort lebte ich also und glaubte es auf einmal.

Seitdem ging es schneller.

Am früheren Haus des Zentralkomitees kann man über dem Eingang jetzt lesen:

»*Das Auswärtige Amt freut sich auf Berlin.*«

Korrekt. Kein Mensch freut sich, aber das Amt. Und wer in Berlin? Ich. Denn sollte ich, wenn irgendwann der Einzug vollbracht ist, noch für das *Writers in Prison-Komitee* des PEN Appellbriefe an den Außenminister schreiben, trage ich sie portosparend hinüber, auf die andere Seite der Leipziger. Zum Ausgleich für die verlorene Abkürzung nach Kreuzberg.

Vor einem Jahr begann der Tiefbau, jetzt steht gegenüber eine Zeile da, vier große Häuser in Weiß, Grau und Glas, dahinter ein Büroturm. Ohne den Platz zu verlassen, bin ich umgezogen vom Rand der Welt in eine kompakte Stadtstraße. Auf die Frage, wie man sich da so fühlt, sage ich Widerstreitendes oder, dass es schwer zu sagen ist, oder ich antworte:

»*Wie das Auswärtige Amt. Es freut sich.*«

SCHRIFTSTELLER IN GEWENDETEN

VERHÄLTNISSEN

Essay

*geschrieben 1994, erschienen in
SINN UND FORM, Sommer 1994*

VIERZIG Jahre nach dem ersten gesamtdeutschen Kongress 1947, dem letzten vor der Teilung des Landes, fand im November 1987 der X. Schriftstellerkongress der DDR statt, der letzte vor der Wiedervereinigung. Beide Male hat es ein Bewusstsein von Letztmaligkeit wohl nicht gegeben, ganz gewiss nicht 1987.

In der Eröffnungsansprache erinnerte Stephan Hermlin (1947 der jüngste unter den Rednern) an damals: *»Während auf den Straßen draußen die ersten Ruinen schwanden, hatten wir mit geistigen Ruinen abzurechnen, mit einer üblen Erbschaft, die sich auf Schritt und Tritt äußerte, wir bemühten uns, die Fundamente einer neuen demokratischen Kultur zu legen, wir zogen die Bilanz fürchterlicher Verluste ... Seit jenem ersten Kongress haben wir einen weiten Weg zurückgelegt ... Es gibt nicht viele Länder etwa vom Umfang der DDR, es gibt nicht einmal viele größere Länder, die auf so viele Schriftsteller von Rang hinweisen können. Wir haben in den letzten Jahren auch Verluste gehabt, manche*

unserer Kollegen haben die DDR verlassen, und unter ihnen befinden sich einige wesentliche Schriftsteller. Gewiss hängt das mit bürokratischen oder dogmatischen Behinderungen zusammen, aber ich glaube nicht, dass die Verantwortung nur auf einer Seite zu finden ist - zu den notwendigen Tugenden eines Schriftstellers gehört die Verteidigung der Poesie.« Sie erfordere Geduld. *»Alles Wichtige, auch die Literatur setzt sich kämpfend durch. Das kann manchmal lange dauern. Die Schriftsteller der DDR besitzen unersetzliche Verbündete: ihre Leser, die ihrem Autor Treue, Aufmerksamkeit und leidenschaftlichen Zuspruch entgegenbringen.«*

Zwei Jahre später war die Geduld zu Ende, endete das System, dem sie lange entgegengebracht worden war, fanden wiederum Schriftsteller leidenschaftlichen Zuspruch, nun von Hunderttausenden Demonstranten, die die politische Emanzipation verlangten: *»Wir sind in das Volk«*. Dass außer den gerade erst in die Öffentlichkeit tretenden Hauptfiguren der Bürgerrechtler einige seit Jahren prominente Autoren auf dem Alexanderplatz am 4. November 89 mit großem Beifall gehört wurden, entsprach dem Ansehen, das sie genossen. Hier trafen Bekanntheit, literarischer Rang und geistige Leitfunktion zusammen. Am Ende der DDR waren sie es - Christa Wolf und Stefan Heym vor allem, aber auch Christoph Hein, Volker Braun, Helga Königsdorf und wie immer quer dazu Heiner Müller -, die für kurze Zeit die Hoffnungen auf eine andere DDR, einen demokratischen Sozialismus verkörperten und dessen Illusionscharakter im Scheitern der eigenen Bemühungen um eine solche Alternative erfahren mussten.

Gerade die Schriftsteller, die im Land geblieben waren, weil sie an seine Veränderbarkeit glaubten, konnten den Herbst 89 euphorisch erleben: als unverhoffte Chance, der Geduld nun einen erlösenden Sinn zu geben in einer gesellschaftlichen Umgestaltung, für die sich der Einsatz - das Dableiben mit seinen Anstrengungen, Kompromissen, Unterwerfungen und Leiden - gelohnt hatte. Wer bis dahin den Sozialismus als

geschichtliches Projekt noch nicht abgeschrieben hatte, musste geradezu im Zusammenbruch seiner realsozialistischen Fehlform die Möglichkeit des Neuansatzes sehen, konnte sich also konsequenterweise täuschen.

Die sinnliche Erfahrung half mit: Die entschlossenen, zugleich friedfertigen, souveränen und wortwitzigen Massen, die Beifallsstürme für Schriftstellerreden, das Zusammengehen in der Verabschiedung des alten Regimes im Namen von Wertvorstellungen, bei denen Schriftsteller sich durchaus »mit dem Leser im Bunde« (Anna Seghers) fühlen konnten.

»Wir haben einen Auftrag: das Maul aufzutun, die Tasten zu schlagen, Denken anzuzetteln und dem Leben das Wort zu reden. Das passende, klärende, ermunternde, ermutigende Wort. Ein deutliches Wort, ein gutes, ein ernstes, ein warnendes, ein offenes Wort. Ein Hauptwort. Ein Machtwort. Das Wort.« So die letzten Worte in Hermann Kants Rede auf dem Schriftstellerkongress 1987.

Auch wer der Rhetorik des Verbandspräsidenten misstraute und Machtworte von ihm nicht mehr hinzunehmen wünschte, konnte in dieser Formulierung des schriftstellerischen »Auftrags« etwas Gemeinsames erkennen: einen Begriff von Literatur als Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten, einen Begriff vom Schriftsteller als Verantwortungsträger im großen Unternehmen der »Vermenschlichung des Menschen« (wie Hermlin in der zitierten Ansprache gesagt hatte).

Auf dieser Ebene gab es einen Konsens unter Autoren in der DDR. Freilich galt er nicht für alle, denn immer haben einzelne, später eine ganze Szene, ohne geschichtlichen »Auftrag« gearbeitet, am Rande oder außerhalb des offiziellen Literaturbetriebs. Der dominante Geltungsanspruch engagierter realistisch-humanistischer Literatur hat die Ausbildung recht unterschiedlicher Schreibweisen nicht verhindert. Das steht auch nicht - jedenfalls nicht allein - in der Macht einer ästhetischen Doktrin. Die Problematik des herrschenden Literaturverständnisses in der DDR lag nicht primär in seiner Borniertheit, seinem Unverständnis ge-

genüber Avantgarden oder Postmoderne, sondern in der Unterordnung des »literarischen Auftrags« unter die politische Macht. Repression und Restriktion richteten sich ja vorwiegend gegen bestimmte Arten der »Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten«, sobald sie als »feindlich-negativ« beurteilt wurden. Der fehlende oder viel zu vorsichtige Widerstand gegen solche Praxis und damit gegen die Verletzung bürgerlicher Freiheiten überhaupt ist der eigentlich wunde Punkt der Geschichte. Der Vorwurf des Versagens muss hier im Prinzip alle treffen, die nicht beharrlich und entschieden opponiert haben.

Tatsächlich trifft er vor allem einige exponierte Autoren, die zu Zeiten der DDR und während der Wende den Geist repräsentierten, der kritisch-moralische Maßstäbe zu setzen, die Macht zu berichtigen, den Ohnmächtigen beizustehen hat. Nicht die parteitreuen, nicht die dogmatischen Schriftsteller sind, wie man vielleicht erwartet hätte, ins Feuer der Kritik geraten.

Kein deutscher Literaturstreit um Neutsch, Noll, Sakowski, Wogatzki, Görlich, Preißler, wohl aber um die Gegen-Autoritäten, deren Bücher weit über die DDR hinaus als wichtiger Beitrag zur deutschen Gegenwartsliteratur aufgenommen wurden. Dass gerade die Literatur (neben dem Leistungssport) dem ansonsten unansehnlichen Ländchen zu internationalem Renommee verhalf, wird ihr nachträglich mit Vehemenz angekreidet. Ästhetische Kriterien spielen dabei eine weitaus geringere Rolle als politische, moralische, auch persönliche und marktstrategische Motive, die angesehensten DDR-Autoren vom Sockel zu holen, den diese sich freilich weder selbst errichtet noch von der herrschenden Partei angetragen bekommen hatten. Die Abrechnung mit einer Kritik von innen, der es um die Reformierung, nicht die Liquidierung des sozialistischen Gesellschaftssystems ging, ist der politische Kern der Angriffe, Umwertung ihr stillschweigendes oder erklärtes Ziel. Beteiligt sind nicht nur Schriftsteller, und nicht deren Zusammenkünfte, sondern die Me-

dien sind hauptsächlich Austragungsort der Kontroversen, die kraft dieses Umstandes von einer breiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen werden.

Nach der deutschen Vereinigung hat zwar wiederum ein erster gesamtdeutscher Schriftstellerkongress stattgefunden (im Mai 1991 in Lübeck-Travemünde), aber ein nationales Ereignis war er nicht. Sein wichtigstes Ergebnis: die Bildung einer Kommission, die sich die Aufgabe des Erinnerns gestellt hat und der Geschichte der beiden deutschen Schriftstellerverbände nachgeht.

Auf dem Nachkriegskongress wären Berufsfragen wie Verlags-, Vertrags- und Steuerangelegenheiten zurückgetreten hinter dem Anliegen, so Roland Schacht 1947, »*die ideologischen Grundlagen des Schriftstellerberufs zu behandeln und zu klären*«.

Welches gemeinsame Anliegen könnte heutzutage Autoren aus allen Bundesländern zusammenführen, wenn nicht die Behandlung berufsständischer Probleme oder, wie Heinrich Böll bei der Gründung des VS 1969¹ sagte, »*die Poetik des Geldes*«?

Ein »*Parlament des Geistes*«, utopisch schon, als Günther Weisenborn es auf dem Kongress 1947 als Stätte des Gemeinsamen beschwor, ist im vereinten Deutschland nicht in Sicht. Das Ende der nationalen Teilung hat den Partikularismus, die Gegensätze der Berufsauffassungen und der ideologischen Standpunkte nicht aufgehoben, sie nicht auf neue Gemeinsamkeiten - etwa die Entwicklung gesellschaftlicher Visionen oder Wertbegründungen - hingewendet. Das frühere Bindemittel des Blockdenkens, der Feindbilder kittet nichts mehr, auch wenn das Bedürfnis nach Gruppenidentität, nach Abgrenzung bzw. Ausgrenzung nicht erloschen ist, sich in alten und neuen Gruppierungen, auch in kräftigen Einzelkämpferpositionen Ausdruck verschafft. Ein Stimmen-

¹VS - Verband deutscher Schriftsteller, seit 2015: Verband Deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller

gewirr, eine Landschaft der Dispute, auf die Schopenhauers Bemerkung zutrifft: »*Wer disputiert, kämpft in der Regel nicht für die Wahrheit, sondern für seinen Satz.*« Daneben die öffentlichen Gespräche in den Talk-Runden, bei denen Zuhören nicht viel mehr bedeuten muss, als den anderen höflicherweise ausreden zu lassen.

In diesem Gewirr zeichnen sich gleichwohl Themen ab, die ein »*Parlament des Geistes*« unserer Tage, wäre es denn zustande gekommen, sicher behandelt hätte: das Verhältnis von Geist und Macht, von Literatur und Politik, die Legitimität schriftstellerischer Existenz unter den Bedingungen einer Diktatur und die gesellschaftlichen Einflussmöglichkeiten von Literatur unter den Bedingungen eines sekundären Alphabetismus im Fernsehzeitalter. Alte Fragen, die sich neu stellen nach dem Zusammenbruch des sozialistischen Systems, beim Versuch, geschichtliche Erfahrung zu bedenken, aus einem gescheiterten Experiment zu lernen. Der eigentliche Einschnitt für viele Autoren aus der ehemaligen DDR ist, denke ich, der Wegfall des Sozialismus als geschichtlicher Alternative. Chancen der jetzigen Situation wahrzunehmen, neue Hoffnung zu schöpfen, fällt zumal dann schwer, wenn Veränderung als erzwungene Anpassungsleistung erfahren wird und Kritik von außen die eigene Kritikbereitschaft blockiert. Wie sollten diejenigen, die nun den Verlust ihrer gesellschaftlichen Rolle, die Erschütterung ihres Selbstbildes und die Triftigkeit von Schuldzuweisungen zu verarbeiten haben, obendrein sich wehren müssen gegen Diffamierung und würdverletzende Angriffe, die veränderte Situation nicht als persönliches Drama erleben?

Unter solchem Stress kommt Erkenntnis schwer voran. Dabei bedürfen die polemisch abgefertigten oder in Vergleichen zwischen Faschismus und Realsozialismus scheinbar erhellten Eigenschaften von Literatur und Literaten in der DDR durchaus der kritischen Reflexion, auch und gerade durch die Beteiligten. Sonst werden Ungerechtigkeiten und Zumutungen, jetzt, den Blick auf die eigene Vergangenheit beschneiden, so

dass jene Haltung nicht zustande kommt, mit der Erkenntnis beginnen kann: das Erstaunen. Das Erstaunen darüber zum Beispiel, was man sich hat bieten lassen und sich selbst geboten hat im guten Glauben an die gute Sache oder in Resignation vor den Verhältnissen.

Ich habe mir die Protokollbände des letzten Schriftstellerkongresses der DDR² angesehen. Sie enthalten auch Fotos. Auf einem, nur teilweise zu sehen, befindet sich wiederum ein Foto, ein vergrößertes, zu Häupten der Versammlung angebracht: Anna Seghers und Erich Honecker im Gespräch. Und am Rednerpult Hermann Kant, der in seinem Referat dieses Bild auslegte: »Zwei Menschen, die einander zuhören. Das Bild ist die Losung«, sagte er, »die einfach lauten könnte: So soll es sein! Sie könnte aber auch, aus Gelegenheiten ließe sich das herleiten, lauten: So ist es! Und unbedingt könnte die Wortfassung des Fotos mit aller Bestimmtheit sagen: So ist es für alle gut - auch so ist Sozialismus gemeint! In diesem Bild wohnt eine Stärke des Verbandes, die ebenso eine Stärke des ganzen Landes ist. Man ist einander nicht einfach Partner, man ist Gesinnungsgenosse, Genosse eben.«

Das Referat habe ich seinerzeit im *Neuen Deutschland* gelesen, das von kulturellen Großereignissen immer breit berichtete, und ich kann mich an meine Reaktion nur undeutlich erinnern. Ein müdes Kopfschütteln, wahrscheinlich, etwas wie: Hört denn dieser Schwachsinn niemals auf! Und an die Adresse der Kollegen im Saal: Dass die da sitzen und sich das anhören! Dabei hätte ich mich keinen Deut anders verhalten, nur war es mir aus verschiedenen Gründen erspart geblieben, dort zu sitzen, im Angesicht eines Präsidiums, dessen erste Reihe so angeordnet war: abwechselnd ein Schriftsteller, ein Mitglied des Politbüros, ein Schriftsteller, ein Mitglied des Politbüros usw.

Die Hinnahme einer derart unverhohlenen Demonstration der Macht zeugte von Gewöhnung, die durch Alternativlosigkeit gefestigt wurde,

² X. Schriftstellerkongress der DDR vom 24. - 26. November 1987 in Ostberlin

zeugte von fehlender Courage, pragmatischen Erwägungen, Resignation, von mancherlei. Aber: Die Stilisierung dieser Machtpräsenz zum Dialog zwischen »Menschen, die einander zuhören«, zeugte - wenn sie nicht pure Heuchelei war, was ich bezweifle - von einer perfekten Vertauschung der wahrnehmbaren mit der gewünschten Wirklichkeit, von einem Bild der Realität, das etwas Halluzinatorisches hatte.

Zwischen bewusster Verfälschung und idealisierender Fehldeutung von Sachverhalten gibt es auf der Ebene der Motive oder Absichten einen erheblichen Unterschied, im Ergebnis aber zählt der nicht mehr. Eben weil Träume, Ideale, Utopien im real existierenden Sozialismus nicht als Korrektive der Politik, sondern als Deformatoren der Realitätswahrnehmung und Realitätsdarstellung (mit schlimmen praktischen Folgen) gewirkt haben, besaßen sie eine durchaus paradoxe Funktion: Mit sozialistischen Idealen wurde genau das legitimiert oder beschönigt, was im Namen dieser Ideale ein für alle Male überwunden werden sollte - Unterdrückung, Ausbeutung, Unfreiheit.

An eine mögliche andere gesellschaftliche Wirkungsweise von Träumen, Idealen, Utopien kann man sich jetzt nur suchend, im aufmerksamen Umgang mit neuen Erfahrungen herandenken, da lässt sich nichts *hinüberretten* - außer dem Bedürfnis nach derartigen Orientierungen.

Ähnliches gilt für den »gesellschaftlichen Stellenwert« von Literatur, um es in der alten Terminologie zu sagen. Verändert haben sich für die Autoren aus der DDR nunmehr die Rahmenbedingungen. Damit meine ich etwas anderes als den Verlust der angestammten Verlage, der vertrauten Institutionen und Arbeitszusammenhänge, etwas anderes als die Probleme der sozialen Umstellung von Plan und Sicherheit auf Markt und Freiheit. Ich meine den Wechsel in eine Gesellschaft, in der Vorstellungen wie die vom »schriftstellerischen Auftrag«, vom »Bund zwischen Autor und Leser«, vom »Leseland« und »Gebrauchtwerden«

einigermaßen fremd anmuten. Sie werden als Anachronismus belächelt, als Teile eines verlorenen Paradieses wehmütig betrachtet oder aber als verlogenes DDR-Gewäsch hart bekämpft. Was bei alledem auf der Strecke bleibt, ist das Begreifen einer befremdlichen Koexistenz: zwischen Unterdrückung und Kreativität. Hätten nämlich Zensur und Selbstzensur dazu geführt, die Künste in der DDR, zumal die ideologienächsten-literarische Prosa, Theater und Film - zu paralysieren, könnte man sagen: Ja natürlich, so musste es sein. Da aber eine ganze Reihe von anerkannten Kunstleistungen zustande gekommen ist, liegt der Umkehrschluss nahe: dass gerade der politische und ideologische Druck stimulierend gewirkt, die Notwendigkeit von Kunst hervorgerufen habe. Da aber diese Sicht als Verklärung totalitärer Regime erscheint, müssen wiederum die Kunstleistungen in Frage gestellt werden: »*Staatskunst*«. Es ist offenbar schwierig, beides anzuerkennen: die Existenz einer Diktatur und die Entstehung authentischer Kunstwerke sowie eines ausgeprägten Kunstverlangens unter ihren Bedingungen. Als wäre solche Anerkennung ein Argument gegen die Demokratie.

Dass in der undemokratischen DDR die Literatur eine Wichtigkeit besaß, die ihr in der demokratischen Bundesrepublik so nicht zukommt, ist eine Tatsache. Schlangen vor den Buchläden und hohe gesellschaftliche Wertschätzung gehörten zu den Erfahrungen von Schriftstellern in der DDR. Das dichterische Wort besaß im offiziellen Verständnis gesellschaftliche Wirkungsmacht - hätte man es sonst überwacht? Aus dem gesamten System von Förderung, Privilegien, öffentlicher Anerkennung und Maßregelung bis hin zu geheimdienstlicher Verfolgung konnten Schriftsteller den Grad ihrer Wichtigkeit im System ablesen. Aber die entscheidende Prägung einer DDR-spezifischen Autorenschaft ging sicherlich nicht von diesen Rahmenbedingungen aus, sondern von der literarischen Kommunikation selbst, der Bedeutung, die Bücher für eine relativ breite Schicht besaßen. Von einem lesehungrigen Publikum ge-

braucht und verstanden zu werden, ihm etwas »*zu sagen*« und dabei die »*Grenzen des Sagbaren*« zu verrücken, dogmatischen Widerständen das eigene Wort entgegenzusetzen, sein Gewicht im Zuspruch durch andere zu erfahren, dies waren gewichtige Gründe für Schriftsteller, bei ihrer Arbeit und im Lande zu bleiben. Literatur funktionierte als Selbstreflexion der Gesellschaft, gegen die von Partei und Staat oktroyierte Meinungsbildung, und war in dieser Eigenschaft nicht nur Öffentlichkeitsersatz, sondern ein Medium privater Verständigung, über das sich Ansichten und Ansprüche artikulieren konnten, die dann im Herbst 1989 ihren öffentlichen Ausdruck fanden.

Das Bündnis zwischen Autoren und Lesern hatte schon etwas von Gesinnungsgenossenschaft (freilich nicht in dem von Hermann Kant beschworenen Sinne), aber es besaß auch Züge einer Notgemeinschaft. Das Leben wurde erträglicher dadurch, dass es Helfer in der Not gab: Gesprächspartner, Anwälte, Seelsorger, Ratgeber, Vorbilder. Einige - wenige - Autoren vereinten all diese Funktionen in sich. Ihre Bücher und ihre öffentliche Präsenz leisteten, so gesehen, »*Lebenshilfe*«, was sie für meine Begriffe keineswegs fragwürdig macht. Dass Literatur elementar gebraucht werden kann von vielen, ist ein Glücksfall - in unglücklichen Verhältnissen, allerdings.

Nun sind die jetzigen nicht eitel Freude, doch immerhin so beschaffen, dass sie Schriftsteller vom »*Helfersyndrom*« entlasten. Dies bedeutet für manche gewiss eine Erschütterung ihres Selbstverständnisses. Nicht so für diejenigen, die schon in der DDR außerhalb des angedeuteten Zusammenhangs gearbeitet haben. Zwar sind alle »*Ehemaligen*« in denselben Gesellschaftswechsel involviert, aber auf ganz unterschiedlichen Plätzen, mithin auf individuell verschiedene Weise.

Die Begriffe »*DDR-Literatur*« und »*DDRSchriftsteller*« können, sofern sie nicht als bloße Ortsangaben gebraucht werden, immer nur signifikante Teilaspekte oder Teilmengen, nicht die Heterogenität der

Schreibweisen, Existenzformen, Literaturauffassungen und politischen Haltungen in der ehemaligen DDR bezeichnen. In seiner Rede auf dem X. Schriftstellerkongress hatte Hermann Kant, offenbar darauf bedacht, die Gesamtheit im Blick zu behalten und niemanden zu vergessen, Dutzende von Autorennamen entboten. Das entsprach der Perspektive eines Verbandspräsidenten. Publikum, Verlage und Literaturkritik haben durch Auswahl kleinere Mengen gebildet. Gemäß deren Zuschnitt variiert die Vorstellung von DDR-Literatur mehr oder weniger und tauchen die meisten Autoren unter in den an einige bekannte Namen angeschlossenen Wörtchen »und andere«. Gesamtbilder können naturgemäß eine Gesamtheit nicht erfassen, ohne dabei an Prägnanz und Konturen zu verlieren. Erst der Ausschnitt, die Akzentuierung lassen ein Bild entstehen, und mit Hilfe solcher Bilder lässt sich sehr wohl über DDR-Literatur reden.

Wenn man aber wissen will, wie die ehemaligen DDR-Schriftsteller mit den neuen Verhältnissen zurechtkommen, ob und wie sie weiter-schreiben, fragt man nicht nach einer allgemeinen Situation, sondern nach dem Leben, der Arbeit von Individuen. Und hier könnte erst das Ensemble aller Einzelschicksale - jedenfalls kein einzelnes stellvertretend für die übrigen - eine Antwort geben.

Schon in dem kleinen Kreis, den ich überblicke, herrscht eine bunte Mischung aus Kontinuität und Wechsel. Für mich selbst hat die politische Wende das Berufsleben weniger verändert als die persönliche vor zwölf Jahren. Da entschloss ich mich, meine Stelle als Romanistin an der Akademie der Wissenschaften aufzugeben, sie mit der Existenz einer freiberuflichen Autorin und Übersetzerin zu vertauschen. Mein erster Roman erschien 1987 im Ostberliner Verlag der Nation, und seit jenem Jahr durfte ich auch ins westliche Ausland reisen. Vor der Berufsbezeichnung »Schriftstellerin« habe ich mich noch lange gescheut wie vor einer Verkleidung, in die ich aber allmählich hineingewachsen

bin. Zum Schriftstellerverband gehörte ich nicht, zu Kollegen hatte ich vor 1989 kaum Kontakt, später dann wohl, auch durch meine Zuwahl in das P.E.N.-Zentrum (Ost). Erst im nachhinein bin ich mit der literarischen Szene der DDR in persönliche Berührung gekommen. Die Literatur des Landes hat mich, glaube ich, nicht sehr geprägt. Mein altes gesellschaftliches Fremdheitsgefühl ist inzwischen verwandelt - in ein neues.

Nach einer Phase, in der die Bewegungen der Geschichte mich so in Atem hielten, dass mir der Abstand fehlte, den ich zum Schreiben brauche, habe ich mich langsam wiedergefunden und gesehen, was unverändert geblieben ist. Nach wie vor bedeutet Schreiben für mich Entdecken, Gestaltgeben, Zuström von Lebendigkeit, geduldiges Ausprobieren, eine Wette auf die Mitteilbarkeit des unmittelbar Eigenen und zugleich Teilhabe an einer »*Sprache, die schon so viel gesprochen hat*«³. Es ist in seinen wesentlichen Antrieben persönlich, das heißt durch ästhetische, moralische, politische Begründungen (»*warum schreiben Sie?*«) nur schematisch zu erfassen, bestenfalls mit der Genauigkeit, in der eine Landkarte die physische Beschaffenheit einer Gegend dieser Erde darzustellen vermag.

Gesellschaftliche Umbrüche erscheinen mir lehrreich auch auf der Ebene, die man im Wirbel der Ereignisse und der spürbaren Veränderungen kaum wahrnimmt: die individuellen Konstanten.

Ich vermute, anderen Schreibenden ergeht es ähnlich. Im Grunde bleiben sie dieselben: erwachsene Individuen mit festgelegten Eigenschaften und einem eigenen, weder freigewählten noch beliebig veränderbaren Stil.

Genausowenig wie die Autoren, die schon früher die DDR verlassen haben, im Westen völlig neue Schreibweisen an den Tag legten, wird das bei denen aus dem »*Beitrittsgebiet*« der Fall sein. Nur sind wir allesamt

³Umberto Eco: Das offene Kunstwerk. Frankfurt 1977, S. 287

jetzt konfrontiert mit einem anderen Literaturbetrieb, einem anderen Umfeld der Maßstäbe, Erwartungen, Urteile, der Geschwindigkeiten und Lautstärken. Und wir haben etwas Gemeinsames an der Erfahrung, innerhalb eines Lebens zwei gegensätzliche Gesellschaftssysteme bewohnt zu haben.

INHALT

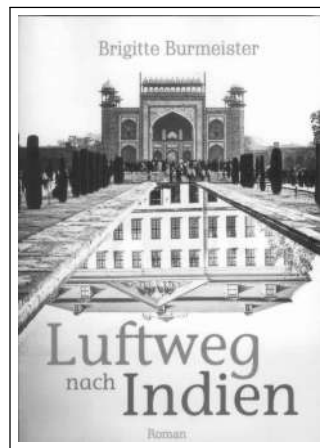
| | |
|---|----|
| Deutschland: | |
| kein Wort, das mein Herz schneller schlagen lässt | |
| Essay | 7 |
| Einheitszeichen | |
| Essay | 17 |
| Gute Luft vom Tiergarten | 25 |
| Hausbuch | 29 |
| Straßennamen | 33 |
| Die Afrikanerin | |
| Erzählung | 41 |
| Es freut sich | 53 |
| Schriftsteller in gewendeten Verhältnissen | |
| Essay | 57 |

NEUERSCHEINUNG

»LUFTWEG NACH INDIEN«

handelt von frühen Reiseträumen und ihrer Verwirklichung spät im Leben. Das Buch erzählt von einer dreiwöchigen Reise nach Indien, mit kulturtouristischen Unternehmungen, die eingebettet sind in die Teilnahme am Leben einer Mittelschichtfamilie in Neu-Delhi. Dort ist Ellen – eine freie Journalistin aus Berlin – zu Gast.

Sie berichtet, wie Reisende zu tun pflegen, von ihren Erlebnissen in Delhi, Agra und Rajasthan, zunächst in anschaulichen Emails, später beim Wiedersehen mit ihrer Schulfreundin Margret, die als pensionierte Ärztin in Halle lebt. Dort hatten beide am Ende der 1950er Jahre ihr Abitur gemacht.



Jeetzel 2017

ISBN 978-3-9281173-3-3

Die Geschichte ihrer Freundschaft über ein halbes Jahrhundert hinweg umschließt die indischen Episoden. In ihnen entfaltet sich ein weit gefächertes Bild des fernen Landes: von weltberühmten Sehenswürdigkeiten und den Härten des Alltags, von Luxushotels, Farbenpracht, Anmut und krassem Elend, von Gesprächen über Maharadschas und Unberührbare, von Indiens Nimbus der Gewaltfreiheit und religiösen Toleranz, seiner demokratischen Verfassung und einem Kastensystem, das als Fundament dauernder Gewalt fortbesteht.

Ellen erzählt der Freundin auch von ihren Schwierigkeiten in der Fremde, von kulturellen Missverständnissen, dem Gewicht der Prägungen, die sich nicht auf dem Luftweg abstreifen lassen. Sie habe, sagt sie, an einen Ausspruch denken müssen, mit dem man sie in jungen Jahren garantiert ärgern konnte: Der verborgene Sinn des Reisens sei, Heimweh zu haben.

